

ALFRED SALOMON

*Winter*  
**Haien und Papuas**



ALFRED SALOMON

## Unter Haien und Papuas

Mit dieser wirklich abenteuerreichen und spannenden Geschichte hat Alfred Salomon, von dem bisher nur die Erzählung „Der Schatz auf der Flibustierinsel“ erschien, etwas Besonderes geschaffen. Ein Missionar auf Neu-Guinea, der sich selbst gern als die „Stimme Anutus (=Gottes) im Urwald“ bezeichnet, erzählt aus seiner Jugend, und zwar von einer entscheidenden Begebenheit, die mit dazu geführt hat, daß er Missionar wurde. Er ist der Sohn eines deutschen Kaufmannes und einer samoanischen Mutter. Er kommt recht zum Bewußtsein seiner selbst an dem Tage, da man seine Mutter tot, von Meuchlerhand, erstochen, ins Haus bringt. Sein Vater enthüllt ihm sterbend, daß er Feinde hat, die auch dem Sohne nach seinem Erbe, wenn nicht gar nach dem Leben trachten. Der Sohn, der Erzähler des Ganzen, der nun bei einem befreundeten Missionar aufwächst, muß erfahren, daß seines Vaters Befürchtungen zutreffen. Er erkennt in einer Gruppe von Sklavenhändlern die „Haie“, von denen sein Vater auf dem Totenbett sprach. Aber er wehrt sich, ja, er greift an! Mit seinem Freunde Silong, einem jungen Papua, seinem Hund Armin und einem ein-



**SALOMON · Unter Haien und Papuas**



ALFRED SALOMON

# Unter Haien und Papuas

Eine Erzählung für jung und alt

KREUZ-VERLAG · STUTTGART

**1.-5. Tausend. Copyright 1951 by Kreuz-Verlag, GmbH Stuttgart**  
**Umschlagzeichnung und Textillustrationen von Wilhelm Eigener, Hamburg**  
**Satz und Druck: Schneider & Weber KG, Kassel**  
**Bindearbeiten: Hillmann & Freitag, Kassel**

## DER VERBORGENE HAFEN

Weit zurück liegt jene Zeit. — Und doch stehen die Bilder noch heute, da ich alt bin, so deutlich vor mir, als wäre das alles eben erst gewesen.

Leise rauschten die Palmen über mir. Aus dem Dorf klangen die getragenen Weisen der Samoaner herüber, und von fernher kam das Donnern der Brandung.

Dann und wann neigte sich ein braunes Frauengesicht über mich. Oder „der weiße Herr“, wie die anderen Kinder meinen Vater nannten, kam mit elastischen Schritten die Allee vom Hafen her. Seine Augen leuchteten auf, wenn ich ihm entgegenlief und mich in seine Arme warf. Er hob mich auf das Pony. Und dann war auch ich ein Herr, ein Herr über Vieh und Pflanzung, ein Herr über Braune und Schwarze, ein König unter der Sonne.

Ja, Sonne, viel Sonne war über jenen Tagen!

Bis zu jenem einen Tag, der mich aus dem Paradies der Kindheit warf. Ich könnte jenen Tag verfluchen! Da brachten sie die braune Frau, deren schöne, stille Augen immer über mir gewacht hatten, auf einer Bahre ins Haus. Pendelnd hing ihr Arm über den Rand der Trage. Wie ein Schiffstau, das im Winde weht, kam mir ein törichter Gedanke. Ich verstand nicht gleich. Doch dann sah ich den Griff des Messers! Gerade über dem Herzen ragte er aus den weißen Tüchern hervor. Nun sah ich auch das häßliche Dunkle, geronnenes Blut. Da würgte es in meinem Halse. Ein trockenes Schluchzen stieg aus meiner Brust. Ich hörte es, als sei es ein anderer, der da aufschrie.

Ich weiß nur noch, daß ich mich über die Bahre der schönen, braunen Frau warf und „Mutter!“, immer wieder nur „Mutter!“ schrie.

Dann waren Frauen da, viele braune Frauen. Sie standen um die Bahre. Denn auf dieser lag die „Perle“, wie sie meine Mutter nannten. Die „Perle“, die aus dem Hause ihres Königs Mataafa stammte.

Ich weiß nicht, wie lange ich „Mutter“ gerufen hatte. Plötzlich wurde es totenstill ringsum. Achtungsvoll wichen die Samoaner zurück.



Eine weiße Gestalt trat aus dem Schatten der rauschenden Palmen der Vater!

Fünf Schritte vor uns erstarb das Geräusch seiner Schritte. Unheimlich, riesengroß starrten seine Augen aus weißem Gesicht auf mich herab. Lange. — Endlich wichen sie von mir, wanderten langsam hinüber zu der Reglosen auf der Bahre. Ein Zittern ging durch des Vaters hohe Gestalt. Und dann brach er lautlos zusammen. Wie eine Palme, in die der Blitz geschlagen, stürzte er nieder.

Wie einen Traum — einen unheimlichen, düsteren Traum — durchlebte ich die Tage, die kamen. Ich sah nicht die Blumengewinde, mit denen die Samoafrauen den Sarg meiner Mutter über und über geschmückt hatten. Ich hörte nicht die Klagen und leisen Gesänge, in denen sie um ihre Königstochter weinten. Erst als der Missionar das Zeichen des Kreuzes über dem niedergehenden Sarge schlug, erwachte ich aus meiner Betäubung. War's der Tod selber, der schwarz dort stand?

Wochenlang lag Vater im Nervenfieber. Nacht für Nacht hörte ich ihn nebenan stöhnen. Ein Wort war's, das immer wieder in seinen wirren Reden aufklang: „Die Haie!“ Ich hörte es ihn mit knirschenden Zähnen stöhnen, wenn ich im Schatten auf der Veranda saß. Dumpf murmelte er es minutenlang vor sich hin. Dann wieder schrie er gellend auf: „The sharks!“

The sharks? Die Haie? Was hatten die mit dem Tode meiner Mutter zu tun? Stundenlang saß ich und grübelte. Oder sollte ich mich verhöhrt haben? Ich schlich ans Bett meines Vaters. War er es? Er, der immer Starke und Strahlende? — Ein hohläugiges Gespenst bleckte mir hinter dem Moskitonetz die Zähne entgegen!

Jetzt blieben seine flackernden Augen auf mir haften.

„Hast du die Haie gesehen?“ flüsterte er.

Ich muß wohl unwillkürlich den Kopf geschüttelt haben. Das gespenstige Wesen, das einst mein Vater war, lachte auf. „Siehst du“, zischelte es, „sie arbeiten im Verborgenen! Man kann sie nicht fassen! — Aber um so sicherer schlagen sie zu, aus dem Dunkel heraus!“

Einen Augenblick war es totenstill in dem verdunkelten Raum. Nur das eintönige Geräusch des Ventilators war zu hören, der über Vaters Bett langsam seine Flügel drehte.

Plötzlich fuhr ich zusammen. Ein gellendes, irres Lachen flog durch den Raum und brach sich an den Wänden.

„Hahaha! — Gut habt ihr getroffen! Gut! — Gratuliere euch, ihr Sharks! Bravo!“

Das Moskitonetz wehte auf unter den Bewegungen, die krampfhaft die Bettstatt erschütterten.

„Ins Herz getroffen habt ihr mich!“ keuchte es hinter dem weißen Schleier. Ein Stöhnen folgte, wie das eines totwunden Tieres.

Da floh ich hinaus ins Dunkel.

Ja, ich verfluchte damals jenen Tag, da man meine Mutter auf der Bahre brachte.

Heute denke ich anders. Nicht weil ich nun alt und milde geworden bin! Aber ich weiß jetzt, daß ich nie das geworden wäre, was ich heute bin, „Anutus<sup>1)</sup> Stimme im Urwald“, wenn nicht gerade auch jener dunkle Tag damals gewesen wäre.

Von heute her gesehen liegt ein stiller Segen auf jenem einst so schwarzen Tag. Schauhe ich heute zurück, so weiß ich, daß damals — gerade damals — Gott seinen Weg mit mir begann!

Ich ahnte es nicht, als ich damals an der Bahre meiner Mutter niedersank. Damals war nur Grauen in meinem Herzen — und Haß! Haß gegen den, der den Mordstahl geführt hatte! Haß gegen die Palmen, die unbewegt und fremd über all dem Leid rauschten. Haß gegen die Menschheit, die voller Mordgedanken war. Haß gegen die Sterne, die fern und unbeteiligt durch die Tropennacht herniederschauten. Haß gegen Gott!

Heute ist es still in meiner Brust. Es ist nicht die Stille des Todes oder die der Müdigkeit. Es ist eine andere Stille. Es ist Frieden.

Nichts ahnte ich damals von diesem Frieden, als man mich rief: „Komm, der weiße Herr verlangt nach dir!“

Ich stand vor dem Bett meines Vaters. Klar sah er mich aus großen Augen an. Kaum sichtbar winkte seine Hand. Leise trat ich herzu und ließ mich bei ihm nieder.

Fremd klang seine Stimme, als er zu mir sprach.

„Mein Junge! Morgen stehst du allein.“

Ich wollte widersprechen. Aber seine Hand befahl mir Schweigen.

„Still! Ich weiß, was ich sage. Heute nacht hat deine Mutter mich gerufen. Ich folgte ihr gern, wenn ich mich nicht um deinetwillen sorgen müßte.“

---

<sup>1)</sup> Gottes

Vor Schwäche sanken ihm die Augen zu. Erst nach langer Zeit schlug er sie wieder auf und sah mich voll an.

„Höre nun genau zu! Wenn ich nicht mehr bin, wenn du mich neben Mutter in Samoas Erde gebettet hast, so bleibe nicht hier! Du bist hier nicht mehr sicher. Geh sofort an Bord unseres Schoners und fahre nach Morobe auf Neuguinea.“

Wieder zwang ihn die Erschöpfung zum Schweigen. Stockend und kaum hörbar flüsterte er dann:

„Geh dort zu meinem treuen Freund Missionar König. Er wird dir alles sagen. — Alles, was du wissen muß — von mir und deiner Mutter. — Er wird auch weiter für dich sorgen. Verlaß dich auf ihn. — Du darfst ihm trauen.“

Ich schluchzte auf: „Nein, Vater, ich will bei dir bleiben.“

Da richtete er sich auf. Noch einmal brannte das alte Feuer in seinen Augen:

„Ich sage dir, Wilhelm: Du gehst! — Auf keinen Fall bleibst du hier, wo die Haie ...“

Sein Kopf sank nach hinten. Ich sprang hinzu — und hielt einen Sterbenden in den Armen! Ein letztes Auflodern alter Energie war es gewesen, die Liebe zu seinem Einzigem, die Sorge eines Vaterherzens, das seine letzten Schläge tat.

Was ich in jener Stunde fühlte? Wie könnte ich es beschreiben! Über das, was zutiefst das Menschenherz bewegt, kann man nur schweigen.

Schweigen will ich darum auch über die Tage, die folgten.

Auch sie gingen vorüber, wie alles im Leben vorübergeht.

Als eine frische Brise die Segel unseres Schoners „Upolu“ schwellte, lag alles hinter mir. Dort hinten versank die Bucht von Safata hinter der Kimm, die brandungsumtosten Riffe und der weißleuchtende Strand. Nun grüßte nur noch der hohe Vulkankegel des Berges Tofua von ferneher. Bald versank auch er. Nur noch der blaue Bogen des Meeres spannte sich ringsum.

Wäre nicht in mir selber alles dunkel gewesen, ich hätte einstimmen müssen in den Jubel des Lichts um mich her! Wohl war ich schon oft mit der „Upolu“ draußen gewesen auf See. Ich kannte von den Handelsfahrten meines Vaters her die Küsten von Sawai und Upolu. Einmal hatte mein Vater mich auch mitgenommen nach Tutuila. Köstlich waren diese Fahrten gewesen. Köstlich, weil er es war,

der die Ferne mir wies! Köstlich auch, weil am Strand von Safata eine braune Frau auf mich wartete, die meine Mutter war.

Jetzt aber war ich allein. Denn, war auch das vertraute Gesicht des alten Käptn Jansen da, kannte ich auch die Crewjungen seit langem, sie alle zählten doch nicht neben dem Vater, der nun nicht mehr war.

Einsam stand ich auf dem Schanzdeck, wenn eine ferne Insel vorüberzog. Nicht mehr lag des Vaters Hand auf meiner Schulter, wenn ein neuer Hafen sich vor uns weitete und die Ankerkette rasselnd aus den Klüsen fuhr.

Was war schon die bunte Welt da draußen, jetzt, da die traute Welt in mir zerschlagen war! Ich sah sie wohl, aber sie bewegte mich nicht! Ich nahm sie zur Kenntnis mit den Augen; doch mein Herz blieb kalt.

Nach langer Fahrt stieg vor uns eine blaue Wand am Horizont herauf. Zart wie Wolken zuerst, dann deutlich werdend in Umriß und Gestalt. Bergketten wuchsen dort empor, weithin nach rechts und links im Dämmer der Ferne sich verlierend. Und ich wußte: Das ist das Papualand, Neuguinea, das Ziel, dem du zutreibst!

Kein weißer Strand wie daheim an der Bucht von Safata. Geheimnisvolle Mangrove-Sümpfe schoben sich heran. Einen dumpfen Geruch von moderndem Holz und brackigem Wasser trug die Landbrise heran. In langen Schlägen kreuzten wir auf.

„Rel!“ kam der Ruf des alten Jansen. Blöcke quietschten, und Schoten knarrten. Gehorsam ging der Schoner über Stag. Der alte Jansen stand jetzt selbst am Ruder. Seine noch immer scharfen Augen spähten unter den buschigen Brauen voraus. So hart hielt er den Schoner am Wind, daß die Segel eben noch steif standen.

Näher und näher schob sich die scheinbar undurchdringliche Mangrove-Wand heran. Wo wollte Jansen hin?

Es war mir nicht bewußt, daß ich zum ersten Mal nach langen Wochen aus meiner tiefen Gleichgültigkeit erwachte, daß ich endlich wieder Anteil nahm an dem, was um mich her geschah. Erst als ich meine eigene Stimme hörte, erwachte ich wie aus einem langen dunklen Traum.

„Ist hier die Hafeneinfahrt, Vater Jansen?“

In seinen Augen leuchtete etwas auf. Ich hörte ihn tief Atem schöpfen. Dann nahm er die Linke vom Rad und legte sie um meine Schulter. Kein Wort sprach er. Aber ich fühlte, wie eine unsagbare

Ruhe von seiner alten, rauhen Hand auf mich überströmte. So standen wir lange am Rade nebeneinander.

Jetzt legte er es leicht nach Steuerbord hinüber. Willig folgte der Schoner und nahm bei nunmehr halbem Wind höhere Fahrt auf. Laut sang zu unseren Füßen am Heck der Sog.

Und da wich steuerbord voraus der Wald zurück. Eine schmale Einfahrt tat sich auf, dahinter eine weite Lagune. Einer riesigen Spinne gleich glitt ein Auslegerboot über die stille Fläche. Und weit voraus ein paar weiße Häuser und Wellblechdächer unter wiegenden Palmen.

Ich stand und schaute.

„Siehst du“, kam da die Stimme Vater Jansens, „so ist es oft im Leben: Erst denkt man, es sei keine Durchfahrt da. Und plötzlich weicht die dunkle Wand zurück, und hinter ihr liegt tiefes und ruhiges Fahrwasser!“

Die Brise war fast ganz eingeschlafen. Unmerklich nur schob der Schoner sich voran. Endlich lag die Siedlung deutlich vor uns. Ein paar ruhige Befehle des Kapitäns, und Großsegel, Besan, Klüver und Stagegel rauschten nieder. Unaufgefordert war ich mit zugesprungen und hatte am Piekfall zugefaßt.

Jetzt schlug der melanesische Bootsmann den Anker los. Sprühend rauschte die Kette durch die Klüsen.

Einige Stunden später saßen wir dann auf der Veranda des Missionshauses. Stolz hatte Missionar König uns durch sein „Königreich“, wie er es nannte, geführt. Und wahrhaftig, es war ein Königreich! Alles, was er uns wies, war Werk seiner Hand oder Frucht seines Denkens. Eine Wildnis hatte er hier vorgefunden, als er kam. Hart waren die zwei Jahre gewesen, die er jetzt hier lebte; Jahre voller Arbeit, Kampf und Sorge. Nein, romantisch war das Leben eines Missionars nicht. Es war ein unablässiger Kampf an vorderster Front. Ein Kampf mit der Wildheit der Natur, ein Kampf auch gegen das Mißtrauen der Eingeborenen. Feindselig hatten sie zugeschaut, als er die ersten Bäume rodete und seine Hütte baute. Mißtrauisch waren sie um das seltsame Haus geschlichen, das über dem Eingang ein Kreuz trug. Was wollte der weiße Mann? Handel trieb er nicht, Plantagen legte er auch nicht an. Was also war der Zweck seines Kommens? War er am Ende auch so einer wie jene weißen Männer, von denen die Alten noch erzählten? Einer von jenen, die die jungen Leute weggefangen und auf große Schiffe geschleppt hatten? Die das Vieh stahlen und die Frauen belästigten? O, man erinnerte sich wohl

der alten Geschichten, die über die Walfänger noch erzählt wurden! Darum seid vorsichtig, ihr Männer! Und ihr haltet euch fern, ihr Frauen und Kinder!

Monate hatte es gedauert, bis der Bann gebrochen war. Und erst eine Seuche, die durch die Dörfer gerast war, hatte das letzte Eis geschmolzen. Da war der weiße „Mitonar“ von Hütte zu Hütte gegangen und hatte geholfen. Seine Frau hatte die verwaisten Kinder um sich gesammelt und versorgt. Da war aus Mißtrauen Liebe geworden. Und das Letzte, was die Lebenden nicht hatten vollbringen können, das hatte ein Totes vermocht: Gleichsam als wolle er sich rächen, hatte der Tod zuletzt noch nach dem einzigen Kinde des Missionars gegriffen. Ganz leise wurde Missionar Königs Stimme, als er davon erzählte.

„Da standen wir nun am Grabe unseres Kindes, meine Frau und ich. — Doch wie ich ihm als letzten Gruß die drei Handvoll Erde nachwarf, da wurde mir zum ersten Mal in meinem Leben erst richtig bewußt, was es heißt: ‚Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden. Ich lebe, spricht der Herr, und du sollst auch leben!‘ Wie oft hatte ich diese Worte schon früher über Gräbern gesprochen. Doch jetzt, als ich selber betroffen war, da sprachen diese Worte zu mir! Ich lebe, und du sollst auch leben! Ich hatte ja eine Verheißung. Der Tod war nicht das Letzte. Eingang war er ins Vaterhaus. Da hob ich meine Augen getrost auf.

Und als ich um mich schaute, da sah ich, daß alle Braunen auf mich blickten. In ihren Gesichtern war ein starkes Fragen. Und dann trat plötzlich der Dorfälteste zu mir und sagte:

‚Weißer Vater, bisher haben wir deine Miti<sup>1)</sup> nicht begriffen. Aber jetzt wissen wir: Du siehst durch den Horizont!‘

Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Hier erfuhr ich: Man kann das Evangelium nicht verkünden, wenn man es nicht lebt! Meine Worte waren leer verhallt. Aber daß ich getrost war, wo andere verzweifelt wären, das hatte die Herzen der Eingeborenen geöffnet.

Und noch etwas war mir geschenkt worden: Wie oft hatte ich ratlos gesessen bei dem Versuch, das Neue Testament in die Sprache der Eingeborenen zu übersetzen. Was für Schwierigkeiten taten sich da auf. Oft fehlten gerade die wichtigsten Worte im Sprachschatz dieser Menschen. Nicht einmal für ‚glauben‘ hatten sie ein Wort! Jetzt

---

<sup>1)</sup> Botschaft

wußte ich, wie ich unser deutsches Wort „glauben“ übersetzen mußte, damit sie es verstanden: ‚durch den Horizont sehen!‘

Von dem Tage an ging es vorwärts in meiner Arbeit. Und heute darf ich sagen, daß die Gemeinde derer, die durch den Horizont sehen, groß geworden ist. Wir haben nicht nur dort drüben das Kirchlein, wir haben eine Gemeinde, die durch den oft so dunklen Horizont dieser Welt hindurch Gott und den Erlöser sieht!“ —

Noch lange saßen wir an jenem Abend zusammen. In meiner Seele aber tobte ein harter Kampf. Warum sah ich nicht durch den Horizont hindurch? Warum sah ich nur immer wieder das Grab meines Vaters und meiner Mutter? Aber nicht das, was irgendwo dahinter war?

Ich weiß noch, daß ich lange, lange wach lag.

## EIN LAUSCHER AN DER WAND

Anders gehen die Jahre dahin hier bei uns als droben bei euch in den kühlen Ländern. Kein Winter senkt sein weißes Kleid über den Schlaf der Natur, und keine Frühlingssonne küßt die Blumenkinder wieder wach. Doch ist auch hier nicht ein Tag gleich dem andern. Monsun heißt der Herrscher, der das Jahr regiert. Nach ehernen Gesetzen weht er seine Zeit, bringt Regen, Regen, Regen. Dann kentert er, und eine andere Welt ist plötzlich um uns her.

Vier Jahre war ich nun auf Neuguinea. Auf schmalen Urwaldpfaden war ich hinter Missionar König geschritten. Ein zweiter Vater war er mir in diesen Jahren geworden. Nicht nur daß er mir Unterricht erteilt hatte in all den Fächern, mit denen auch ihr drüben im deutschen Heimatland meines Vaters euch in der Schule herumplagt. Sein ständiger Begleiter war ich geworden auf den Reisen zu den weit verstreuten jungen Gemeinden.

Vertraut geworden war ich mit der wilden Großartigkeit dieser Natur, vertraut auch mit ihren Kindern. Ich sprach die Dialekte der Melanesier und Papuas und kannte ihre Bräuche. Ich las die Fährten auf den Dschungelpfaden und wußte die Stimmen im nächtlichen Urwald zu deuten.

Zwei treue Freunde hatte ich mir in diesen Jahren gewonnen: Da war zunächst Silong, der braune Junge vom Papuastamm der Kate. Drüben, jenseits des Hüongolfs lag seine Heimat. Zu Füßen des gewaltigen Saruwaged-Gebirges hatte in einem tief eingeschnittenen Tal die Hütte seiner Eltern geruht. Doch eines Morgens weckten wilde Schreie ihn aus dem Schlaf. Erschrocken war Silong emporgefahren und hinausgestürzt, dem Vater nach. Verschwommen sah er in dem brauenden Morgennebel jagende Gestalten. Und er begriff: Das Dorf war überfallen worden.

Die Sonne stand schon hoch, als der Junge sich aus dem Versteck, in das er geflüchtet war, hervorwagte. Nur rauchende Trümmer bezeichneten die Stätte, an der das Dorf gelegen hatte. Eine Handvoll Menschen fand sich zusammen, die dem Überfall entgangen waren. Von ihnen erfuhr er, wer den Schrecken über das Dorf gebracht hatte.



„Werber“ waren es gewesen. Zwei Weiße, die mit einem guten Dutzend Kanaker gekommen waren, um Arbeiter für die Plantagen zu „werben“. Auch Silongs Vater war ein Opfer ihrer liebenswürdigen Werbemethoden geworden.

Nie vergaß der Junge diesen Morgen. Und als er größer wurde, da ging er in die Welt, den Vater zu suchen. Auf dieser Wanderung war er zum Sattelberg gekommen. Dort hatte er wieder einen weißen Mann gesehen, anders als die, die den Vater ihm raubten. Ein Missionar war es gewesen, der den Jungen aufnahm. Aber es hielt Silong nicht auf dem Sattelberg. Er wollte ja den Vater finden. So war er Missionar König gefolgt, als dieser einmal seinen Missionsbruder in Sattelberg besucht hatte. Mit mir zusammen wurde Silong in biblischer Geschichte unterrichtet. So kam es, daß mein Konfirmationstag sein Tauftag wurde.

Und der zweite Freund? Armin hieß er — und war ein Schäferhund! Cora war seine Mutter gewesen, die Missionar König aus der Heimat mitgebracht hatte. Zu meinem ersten Geburtstag, den ich auf Neuguinea erlebte, schenkte mir Vater König den Welpen Armin. Er wuchs auf und wurde ein Prachtstück seiner Rasse. Dann nahm Vater König uns beide in die Dressurschule. Unter seiner kundigen Leitung lernte ich die formgerechte Führung eines abgerichteten Hundes, Armin aber alles, was ein Polizeihund können muß.

War es ein Wunder, daß wir unzertrennlich waren? Silong, Armin und ich? Ob auf der Station oder im Urwald: Wo einer von uns dreien war, da konnten gewiß auch die beiden anderen nicht weit sein!

So waren die Tage von Abwechslung und Erleben voll. Nur in der Stunde, die dem Untergang der Sonne folgt, stiegen zuweilen noch die Erinnerungen in mir auf an das, was einmal gewesen war.

Doch dann kam ein Tag, an dem plötzlich alles wieder aus der Vergessenheit gerissen wurde. Es war am Nachmittag meiner Konfirmation. Schweigend war ich an der Seite Missionar Königs durch den weiten Garten geschritten, der sich hinter der Station ausbreitete. Gerade da, wo die gepflegten Wege aufhörten und der Garten fast unmerklich in den Urwald überging, stand eine Laube. Mit nachdenklichem Gesicht schritt Vater König ihr zu. Schweigend folgte ich. Ich spürte, daß etwas Besonderes ihn heute bewegte.

Mit einer Handbewegung lud er zum Sitzen ein. Geraume Zeit saßen wir schon auf der aus Naturhölzern gezimmerten Bank. Da hob er endlich den Kopf.

„Wilhelm, heute ist für dich ein bedeutungsvoller Tag! Du bist nun konfirmiert und hast heute zum ersten Mal am Tisch des Herrn gestanden. Und ich weiß, daß es nicht das letzte Mal gewesen sein wird. Ich kenne dich ja nun, wie wenn du mein eigener Junge wärst.“

Für einen Augenblick kam in sein Gesicht ein ernster Zug. Er dachte an das Grab drüben neben der Kirche.

„Du bist jetzt sechzehn Jahre alt. Drüben in der alten Heimat würde man dich wohl noch einen Jungen nennen. Doch du stammst mütterlicherseits von einer Rasse, die schneller reift als wir Menschen des Nordens. Und dazu kommt all das, was du erlebt hast. Leid macht reif. So will ich zu dir sprechen wie zu einem Mann. Ich glaube, ich darf das tun. Denn ich habe dich geprüft im täglichen Umgang hier und draußen, wenn wir auf Fahrt zu den Außendörfern waren.

Du sollst darum heute erfahren, was du über deine Eltern wissen muß.“

Unwillkürlich richtete ich mich empor. Endlich, endlich würde ich mehr erfahren über den Vater und die Mutter, von denen nur noch kindlich-verschwommene Vorstellungen in mir waren.

Umständlich stopfte Vater König seine Pfeife. Als sie brannte, sah er mich voll an.

„Ich kannte deinen Vater schon drüben in der Heimat, Wilhelm. Wir besuchten zusammen die Schule und hielten gute Kameradschaft. Der frühe Tod seines Vaters riß uns auseinander. Die Mittel deiner Großmutter waren zu gering, um deinen Vater weiter auf die Schule schicken zu können. Darum gab sie ihn in die kaufmännische Lehre. Doch das war nichts für den unruhigen Geist deines Vaters.

Ich will mich kurz fassen: Als er ausgelernt hatte, ging er nach Norddeutschland zu einer hanseatischen Reederei. Später trat er in den Dienst eines Hamburger Handelshauses, das ihn in die Südsee entsandte.

Es sind jetzt mehr als zwanzig Jahre her, da kam dein Vater auf der Suche nach neuen Handelsbeziehungen nach Samoa. Jene Inseln standen damals noch nicht unter deutscher Schutzherrschaft. Auf Upolu lebte noch ein freies Volk. Sie nahmen ihn gastfreundlich auf, und er gewann die Hand einer Fürstentochter. Da wurde er einer der Ihren.“

Nachdenklich schwieg Missionar König, bevor er seinen Bericht wieder aufnahm.

„Ein großes Glück währt selten lange. Es kam zu jenen langwierigen Bürgerkriegen zwischen den Samoanerkönigen Malietoa und Tamasese, die das Südseeparadies zur Hölle machten. Als gar Mataafa durch die interessierten Großmächte in die Kämpfe hineingezogen wurde, da war es auch um die Ruhe deiner Eltern geschehen.

Vergeblich suchte dein Vater zwischen den ringenden Parteien zu vermitteln. Die Mächte, die den Kampf schürten, waren stärker.

Eines Tages gelang es Mataafa, einem amerikanischen Landungskorps eine empfindliche Schlappe beizubringen. Prompt wurde dein Vater beschuldigt, die Samoaner bei dieser Unternehmung militärisch beraten zu haben. Er war doch mit Mataafa verwandt!

Da war ihm Samoa für lange Jahre verleidet. Er verlegte sich wieder auf den Handel mit anderen Inseln, wie er ihn vordem betrieben hatte. Oft war er nun Monate hindurch von Upolu fern.“

Einen Augenblick schwieg der Missionar und sann nach. Vor mir aber standen wieder ganz frisch und vertraut die Bilder meines Vaters und der Mutter. Welche Gegensätze waren sie gewesen: Er, der blonde, stattliche Nordländer, und sie, die zierliche Samoanerin mit dem blauschwarzen Haar!

Es war, als wenn Missionar König meinen Gedanken gefolgt sei.

„Du vereinst ihrer beider Bild in dir“, nickte er mir zu. „Die Figur und die blauen Augen hast du vom Vater, doch dein Haar ist wie das deiner Mutter, und auch die Bronzefarbe deiner Haut hast du von ihr.“

„Sie haben auch sie gekannt?“

„Ja, Wilhelm. Und ich sehe ihr Gesicht noch heute deutlich vor mir.“

Eine Erinnerung stieg plötzlich in mir auf. Eine Erinnerung an abfällige Reden, die ich einst aus dem Munde von Weißen gehört hatte.

„Sagen Sie, Vater König“, zwang es mich zu fragen, „waren meine Eltern auch nach europäischen Begriffen rechtmäßige Eheleute?“

Erstaunt sah er mich an. „Wie kommst du zu dieser Frage, Wilhelm?“

„Ich entsinne mich, daß man hinter dem Rücken meiner Eltern häßlich von ihnen sprach. Damals habe ich den Sinn dieser Reden nicht verstanden. Doch heute will mir scheinen, als ob man die Rechtmäßigkeit der Ehe meiner Eltern in Zweifel zog.“

Beruhigend legte der Missionar seine Hand auf mein Knie.

„Sei unbesorgt! Dein Vater war nicht einer von jenen weißen Männern, die sich eine farbige Frau nehmen, um sie später wieder zu

verlassen. Er hatte mit deiner Mutter vor Gott und auch dem menschlichen Gesetz die Ehe geschlossen."

"Aber warum redete man ihnen denn nach? War ihre Eheschließung denn nicht bekannt? Sie hatte doch sicher in Apia stattgefunden?"

"Eben nicht!" gab König zu meiner Verwunderung zurück. „Deine Eltern scheuten die Reise nach Apia, wo sie die Ehe vor dem deutschen Konsul hätten schließen können. Auch wollte deine Mutter die Hochzeit lieber im Kreise ihres Volkes feiern als bei der weißen Kolonie der Hauptstadt. Darum fand die Eheschließung an Bord einer deutschen Bark statt, die gerade vor Safaata lag. Ein Schiff unter deutscher Flagge gilt als Teil des Deutschen Reichs, und der Kapitän als dessen rechtmäßiger Vertreter. Er gab deine Eltern nach weltlichem Gesetz zusammen. Die kirchliche Trauung aber vollzog ein englischer Missionar, den dein Vater gut kannte und zu diesem Zweck mit an Bord des deutschen Schiffes gebeten hatte. Wenige Stunden nach der Trauung ging die Bark in See. Deine Eltern aber fuhren auf ihrem Kutter mit dem Missionar, der zusammen mit dem Steuermann der Bark als Trauzeuge fungiert hatte, an Land zurück."

"Eine romantische Hochzeit!" fand ich.

"Das kann man wohl sagen!" lächelte König. Doch dann wurde er ernst. „Aber gerade das, was uns jetzt wie Romantik anmutet, wurde damals der Anlaß zu den Verdächtigungen. Ja, man hat nicht nur hinter dem Rücken deiner Eltern über sie gesprochen. Es kam auch zu offenen Angriffen."

"Ah, deshalb fuhr Vater wohl nie nach Apia, um dort wie die anderen an den Festen des Deutschen Clubs teilzunehmen?"

"Eben in Apia war es zu einem peinlichen Auftritt gekommen!" nickte der Missionar. „Ein Konkurrent deines Vaters machte vor mehreren Zeugen abfällige Bemerkungen über das Verhältnis deiner Eltern. Dein Vater stellte den anderen zur Rede. Doch der lachte nur höhnisch und meinte, dein Vater solle erst einmal eine Heiratsbescheinigung vorweisen."

"Und warum war mein Vater dazu nicht in der Lage?"

"Das Schiff, auf dem die Trauung stattgefunden hatte, hat nie seinen Bestimmungshafen erreicht. Ein Orkan hat es vernichtet, oder ein Riff ist ihm zum Verhängnis geworden. Es ist jedenfalls mit Mann und Maus verschollen. Und mit ihm das Protokoll der Eheschließung."

"Aber der englische Missionar war doch Trauzeuge gewesen!"

Sehr ernst gab König die Antwort: „Hier setzt das Rätsel ein, das deinem Vater viel zu schaffen gemacht hat. Knapp eine Woche, bevor jener Angriff auf die Ehre deiner Eltern in Apia erfolgte, wurde das Wrack des Missionskutters an den Strand von Sawai gespült. Kein Mann der Besatzung wurde je gesehen, weder einer der drei eingeborenen Missionsjungen noch der Missionar selber.“

„Ein Sturm hatte es zum Kentern gebracht?“

Merkwürdig lange schwieg König. Endlich sagte er mit Nachdruck: „Es war in jenen Tagen kein Sturm gewesen. Das Rätsel des gestrandeten, von der Mannschaft verlassenen Kutters blieb ungelöst.“

„Also ein Verbrechen?“

König zuckte die Achseln. „Dein Vater schien so zu meinen. Bestärkt wurde er in dieser Ansicht dadurch, daß die Heiratsbescheinigung, die er von Bord der Bark mitbekommen hatte, spurlos aus seinem Schreibtisch verschwunden war.“

„Hat mein Vater Ihnen gegenüber vielleicht auch von einem Verdacht gesprochen?“

Missionar König wiegte den Kopf. „Ich weiß nicht, ob er mit dem Verdacht, den er aussprach, auf der richtigen Spur war. Mir klang die Sache, ich will ganz offen sein, etwas phantastisch.“

„Er sprach von den Haien?“ fuhr es mir heraus.

Überrascht sah König auf. „Woher weißt denn du von den Haien?“

„Als Vater nach Mutters Ermordung krank lag, redete er im Fieber immer wieder von den Sharks! Er schien sie für die Urheber des Verbrechens zu halten. Offensichtlich fürchtete er, daß sie auch mir ans Leben wollten. Sterbend legte er es mir auf die Seele, Samoa zu verlassen und bei Ihnen Zuflucht zu suchen. — Ich habe darüber bisher nicht zu Ihnen gesprochen. Aber glauben Sie mir, ich habe mich oft gefragt, was für eine Bewandnis es mit den Sharks wohl haben möge.“

Lange sah Missionar König vor sich nieder. Endlich sagte er: „Ich kann dir darüber persönlich nichts sagen. Ich vermag nur das wiederzugeben, was dein Vater mir über die Haie erzählte. Doch hör zu:

Auf seinen ausgedehnten Handelsfahrten kam dein Vater wohl wie kein anderer in der Inselwelt Polynesiens und Melanesiens herum. Ganz wesentlich trug zum Aufblühen seines Handelshauses bei, daß er es verstand, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen. Selbst auf den Inseln, die wegen der Feindseligkeit ihrer Einwohner berüchtigt waren, durfte er sich sicher fühlen.

Es war natürlich, daß dies bald dahin führte, daß die Eingeborenen auch ihre Sorgen ihm mitteilten. Ihre Hauptsorge aber galt damals der Gefahr, die eine anscheinend wohlorganisierte Bande von Arbeiterwerbern für sie bedeutete.

Queensland war damals am Aufblühen. Doch die Farmer litten Mangel an eingeborenen Arbeitskräften. Australien selbst war nicht in der Lage, den Bedarf zu decken. Was lag da näher, als Werbekolonnen auszurüsten und auf den Inseln Arbeiter anzuheuern? Das Geschäft trug gute Zinsen, da die Farmer mit der Zahlung von Vermittlungsspesen und Provisionen nicht geizten.

Zum Teil war das Vorgehen der Werber einwandfrei. Bald aber machten sich Elemente breit, die gewaltsam Eingeborene zur Farmarbeit aufbrachten. Die Methoden gar jener Bande, die von den Eingeborenen „die Haie“ genannt wurden, sollen, wenn dein Vater mir recht berichtet hat, denen der Sklavenjäger unseligen Angedenkens sehr ähnlich gewesen sein!“

„Aber warum griffen denn die Behörden nicht ein?“ warf ich dazwischen.

„Die Behörden!“ König sog an seiner Pfeife. „Mein Junge, welche Behörden gab es denn dazumal? Eine ganze Reihe von Inselgruppen war nach europäischem Recht noch herrenlos. Auf jenen aber, auf denen eine europäische Macht bereits ihre Flagge aufgezogen hatte, saßen nur weit verstreut einige wenige Beamte, die niemals die Macht gehabt hätten, gegen eine gut organisierte Werberbande der genannten Art mit der nötigen Schärfe vorzugehen.“

Sieh mal, selbst heutzutage ruht unsere Macht etwa hier auf Neuguinea doch noch auf recht schwachen Füßen. Wohl gibt es Distrikthauptleute und sogar Militärstationen hier und da, aber doch nur an der Küste! Das Inland selber aber ist weithin noch völlig unerforscht. Von einer zivilisatorischen Durchdringung vollends kann überhaupt keine Rede sein.

So etwa waren damals die Zustände auch im Bereich der kleinen Inseln.“

„Inzwischen hat sich da aber manches geändert, Vater König.“

„Das will ich nicht bestreiten. Dort haben die Werber heute ihre Rolle ausgespielt. Man würde ihnen gar bald auf die Finger klopfen. Aber wenn sie etwa im Innern unseres Papualandes nach ihrer alten Methode auftreten würden, ich wüßte nicht, wer ihnen Einhalt gebieten wollte.“

Nachdenklich klopfte König seine Pfeife aus. „Doch ich bin vom eigentlichen Thema abgekommen“, nahm er den Faden seiner Erzählung wieder auf. „Damals also waren nach dem Bericht deines Vaters die Sharks der Schrecken der Inseln. Überraschend tauchten sie bald hier bald dort mit ihren Schonern und Kuttern auf, überfielen die Eingeborenen im Schlaf und schleppten die arbeitsfähigen Männer fort. Wo Widerstand aufflackerte, da wurde er mit Hilfe der besseren Bewaffnung bald gebrochen. Grausamkeiten blieben dabei natürlich nicht aus.“

„Und mein Vater geriet mit den Sharks zusammen?“

„Wie sollte er anders als Freund der Eingeborenen! Er sah deren Not und suchte ihnen zu helfen. Er erkannte, daß der stärkste Bundesgenosse der Werber die Überraschung war. Gelang es, das Überraschungsmoment auszuschalten, so konnten die Eingeborenen sich durch Flucht dem Zugriff der Haie entziehen oder gar, wenn die Voraussetzungen dazu gegeben schienen, den Werbern entgegentreten und sie schlagen.“

„Aha! Mein Vater baute also so etwas wie ein Nachrichtensystem auf?“

„Ganz recht! In den besonders gefährdeten Gebieten wurde nach seinen Anweisungen ein regelrechter Nachrichtendienst eingerichtet. Schnelle und seetüchtige Auslegerboote schwärmten zwischen den Inseln und Atollen, um jede Annäherung verdächtiger Fahrzeuge rechtzeitig zu melden.“

„Da war den Werbern das Handwerk gelegt!“

„Das nicht“, wehrte der Missionar ab, „aber schwer gemacht war es ihnen! Immer häufiger kam es vor, daß sie in Dörfer einbrachen, die dank rechtzeitiger Warnung von den Einwohnern geräumt waren. Mitunter gingen sogar die Eingeborenen ihrerseits zum Angriff vor. Es kam wiederholt zu regelrechten Gefechten, bei denen die Werber empfindliche Verluste hatten.“

Kein Wunder, daß die Dunkelmänner, die leitend hinter den Haien standen, alles versuchten, um herauszubekommen, wer die Abwehrmaßnahmen organisierte. Daß es eine von den Insulanern anerkannte Autorität, also wahrscheinlich ein Europäer sein mußte, war ihnen deutlich geworden, als sie bemerkten, wie selbst Stämme, die bisher feindlich zueinander gestanden hatten, jetzt Hand in Hand gegen sie arbeiteten.

Es dauerte Jahre, bis sie auf die Spur deines Vaters stießen. Dann aber gingen sie rücksichtslos gegen ihn vor. Auf zwei Wegen suchten sie ihn zu vernichten: Bald brannte hier, bald dort eine seiner Handelsniederlassungen nieder. Boote verschwanden mit Mann und Maus, gestapelte Vorräte wurden geraubt.“

„Das zielte auf den Geldbeutel meines Vaters!“

Der Missionar nickte. „Dein Vater lernte wieder die Sorge kennen. Härter aber traf ihn das andere: Der Angriff auf seine Ehre!“

„Ich verstehe: Die Sharks waren es, die gegen ihn und meine Mutter jene Verleumdungen ausstreuten?“

„Dein Vater jedenfalls war fest dieser Meinung. Man wollte ihn bei den Europäern, zumal bei den eigenen Landsleuten, unmöglich machen.“

In tiefem Nachdenken schwieg König.

Nur das Rauschen der Baumkronen war zu vernehmen, über die der Wind strich. Hier drunten im Halbdämmer des Tropenwaldes rührte sich kein Hauch. Nur ein leises Rascheln war für einen Augenblick hinter der Rückwand der Laube. Irgendeins der zahllosen kleinen Tiere, die den Urwald bevölkern, mochte dort sein Wesen treiben.

„Ich habe damals“, nahm König seinen Bericht wieder auf, „mit deinem Vater über alle diese Dinge ausführlich gesprochen. Wenn seine Vermutungen richtig waren, daß nämlich auch hinter dieser Sache die Haie standen, dann ging ihre Absicht dabei wohl noch weiter.“

Er zögerte einen Augenblick, als ob er sich besinnen müsse und atmete tief. „Sieh mal, Wilhelm, wenn es ihnen gelang, in der sogenannten öffentlichen Meinung den Eindruck zu erwecken, als seien deine Eltern niemals rechtmäßige Ehegatten gewesen, wenn es ihnen weiterhin gelang, alle Zeugen und Dokumente zu beseitigen, dann konnten sie zu einem ganz großen Schlage ausholen —“

„Gegen mich!“

„Ich sehe, du hast mich begriffen. Ja, dann warst du ein außer der Ehe geborenes Kind! Und damit als Erbe rechtlos.“

„Vielleicht doch nicht!“ widersprach ich. „Mein Vater konnte mich doch jederzeit als seinen rechtmäßigen Sohn oder zumindest testamentarisch als seinen alleinigen Erben einsetzen.“

„Dazu hätten die Haie es nicht kommen lassen!“ gab König zurück. „Ohne Zweifel haben sie jeden Schritt deines Vaters überwachen lassen. Hätte er Anstalten getroffen, die auf einen solchen Plan hin-



deuteten, dann hätte der Dolch nicht deine Mutter, sondern zuerst ihn getroffen!“

Ich schlug die Hände vors Gesicht. Die Bilder von damals standen wieder vor meiner Seele. Mein tapferer Vater! Meine gute Mutter!

Missionar König mochte mein Schweigen falsch deuten. Behutsam legte er seine Hand auf meine: „Du brauchst den Kopf nicht hängen zu lassen, mein Junge. Deine Zukunft ist gesichert! Die Sharks haben ihre Rechnung doch ohne deinen Vater und — ohne mich gemacht. Ein Zeuge lebt!“

„Was für ein Zeuge?“ fuhr ich aus meinen Gedanken.

„Ein Zeuge der rechtmäßig vollzogenen Eheschließung deiner Eltern! Als ich meine Befürchtungen damals deinem Vater mitgeteilt hatte, tat dein Vater das einzig Richtige: Er sandte den Zeugen, von dem niemand wußte, hierher zu mir. Seitdem lebt er hier in meiner Nähe. Auch du kennst ihn, es ist der alte Gassai!“

„Gassai? —“

„Ja, er stand bei deinem Vater lange Jahre in treuen Diensten. Er steuerte den Kutter, mit dem deine Eltern an Bord jener deutschen Bark gegangen waren, auf der die Eheschließung stattfand. Er war dort auch in der Kajüte, als der Kapitän des Schiffes deine Eltern nach deutschem Gesetz zusammengab. Hat er auch nicht als Trauzeuge fungiert, so ist er doch ein Augenzeuge und kann jederzeit vor einer deutschen Behörde die rechtmäßig vollzogene Eheschließung deiner Eltern eidlich bestätigen.“

Väterlich nickte der Missionar mir zu:

„Siehst du, das Lebenswerk deines Vaters bleibt dir gesichert. Es wird den Sharks nicht gelingen, dich auszuschalten und durch irgendeinen vorgeschobenen Strohmann seinen Besitz um ein paar lumpige Groschen an sich zu bringen.“

Befriedigt lehnte König sich zurück und zog seine Pfeife hervor, um sie nunmehr erneut zu stopfen. Auch ich richtete mich mit einem dankbaren Gefühl auf. „Vater,“ dachte ich, „wie hast du doch damals schon für mich gesorgt! Daß ich jetzt hier in Ruhe sitze und zuhöre, daß ich — — —“

Jäh stockten meine Gedanken! Was war das? Die aus dünnen Brettern gefügte Wand der Laube, an die ich mich mit dem Rücken lehnte, hatte nachgegeben! Nicht viel, ein ganz klein wenig nur. Ganz langsam auch, so, als wenn — ja, als wenn jemand, der sich von drüben bisher dagegen gestützt hatte, sich nunmehr aufgerichtet hätte.

Im Augenblick waren meine Gedanken und Sinne wach. Hatte ich nicht vorhin, in der Gesprächspause, ein Geräusch dort hinter mir vernommen? Kein Tier war es gewesen! Ein Mensch hatte bisher dort hinter uns an der Rückwand der Laube gelehnt. Und eben jetzt — will er sich unauffällig aus dem Staube machen, da er genug gehört hat, schoß es mir durch den Sinn.

Sollte ich den Missionar verständigen? — Unmöglich! gab ich mir selber die Antwort. Du warnst nur den Lauscher! Jetzt gleich mußst du handeln!

In Gedankenschnelle war ich hoch, stürzte an dem verdutzten Missionar vorbei zum Ausgang und sprang hart an der Seitenwand der Laube entlang nach hinten. Jetzt war ich an der Ecke. Tatsächlich: Ein Mensch stand dort, der sich eben hinter ein Gebüsch duckte, das mich noch von ihm trennte.

„Halt!“ schrie ich und warf mich zur Seite. Bei meiner scharfen Linkswendung glitt ich auf dem glitschigen Waldboden aus und schlug hin. Ein Baumstumpf! Ich sah ihn im letzten Augenblick, wollte mich herumwerfen, umsonst! —

Als ich wieder zu mir kam, dröhnte es in meinem Kopf. Benommen sah ich mich um. Natürlich, von dem Kerl, der uns belauschte, war nichts mehr zu sehen.

„Hast du mir einen Schreck eingejagt, Wilhelm!“ klang da die Stimme Vater Königs über mir. „Was ist denn nur los? Ohne ein Wort zu sagen, springst du auf und stürzt fort. Und nun sitzt du hier auf der Erde und reibst dir den Kopf? Was soll denn all das bedeuten?“

„Wir sind belauscht worden, Vater König!“ sprang ich empor. „Ich spürte eine Bewegung hinter der Laube. Ohne Zögern sprang ich her, um den Kerl zu fassen.“

„Und?“

„Ja, und!“ schalt ich auf mich selbst. „Da an der Ecke rutschte ich aus und stürzte im Fallen unglücklicherweise mit dem Kopf gerade auf diesen Baumstumpf. Die günstige Gelegenheit hat der Mensch natürlich benutzt, um sich schleunigst zu empfehlen.“

„Hast du ihn überhaupt gesehen?“ Der Missionar schien mir noch immer nicht recht zu glauben.

„Und ob!“ nickte ich eifrig. „Er wollte gerade im Gebüsch verschwinden, als ich um die Ecke kam. Bitte schön“, wies ich auf die Erde, „hier sehen Sie noch seine Spuren“.

Interessiert bückte sich König nieder. „Kaum zu glauben!“ schüttelte er den Kopf. „Der Mann hat Schuhe getragen. Demnach wäre es ein Weißer gewesen.“

Er wandte sich zu mir. „Konntest du ihn erkennen?“

„Leider bekam ich nur seine Hinterfront zu Gesicht, und auch diese nur für den Bruchteil einer Sekunde. Nur so viel kann ich sagen, daß er einen khakifarbenen Anzug trug.“

Einen Augenblick hingen wir unseren nicht gerade erfreulichen Gedanken nach.

„Die Sache ist höchst bedenklich“, nahm König endlich das Wort. „Wer kann ein Interesse haben, mein Gespräch mit dir zu belauschen?“

„Die Sharks!“ fuhr ich heraus.

„Allerdings!“ nickte der Missionar. „So langsam fange ich an zu glauben, daß dein Vater mit seinen Vermutungen über diese Gangsterbande doch recht gehabt hat. Bis hierher haben sie also jetzt schon ihre Fühler ausgestreckt. Und wem gilt es?“

„Mir!“

„Ja, sie haben dich hier aufgespürt. Vielleicht haben sie uns schon lange beobachtet? Wer weiß? Wir haben nicht darauf geachtet.“

Ein Gedanke schoß mir durch den Kopf: „Um Gottes willen! Erinnern Sie sich, wovon wir gesprochen haben?“

„Von dir —“

„Und von Gassai!“

Der Missionar erschrack. „Du meinst, Wilhelm, daß — — —?“

„Daß mir und auch Gassai von heute an höchste Gefahr droht!“

Er starrte mich an. „Komml!“ stieß er dann hervor. „Ich werde sogleich zu Gassai schicken und ihn holen lassen. Ich werde ein Protokoll über seine Aussagen aufnehmen und gegenzeichnen. Morgen aber werden wir den Distriktshauptmann verständigen und ihn um Unterstützung bitten.“ Im Eilschritt ging es zur Station.

Auf dem Hof lief uns Armin wedelnd entgegen. Da kam mir ein Gedanke: „Ich werde Armin auf die Fährte setzen!“

König war schon auf den Stufen, die zur Veranda hinaufführten. „Gut, Wilhelm!“ rief er mir über die Schulter zu. „Und wenn ich Silong erwische, schicke ich ihn dir mit einigen unserer Missionsjungen nach. Aber sei ja vorsichtig, hörst du!“

Doch ich hatte schon die lange Suchleine, die unter der Veranda hing, vom Nagel gerissen und Armin das Halsband umgelegt. Dann stürmten wir davon.

## AUF DER FÄHRTE

Es war nicht schwer, den Hund auf die Fährte zu bringen. Deutlich genug standen die Fußabdrücke des Unbekannten im weichen Waldboden. Stracks nahm Armin die Fährte auf. Zunächst ging es fast genau nach Westen in den Wald hinein. Da ich die lange Leine, an der ich den Hund hielt, nicht fahren lassen durfte, hatte ich nur eine Hand frei, um die Zweige und Lianen abzuwehren. So war diese Suche kein reines Vergnügen für mich, zumal Armin in ziemlich scharfem Tempo auf der frischen Spur lag. Die Zweige peitschten mir das Gesicht und zerfetzten mein Hemd. Endlich hörte das dichte Unterholz auf, Farne bedeckten den Boden. Anders freilich war dieser Farnbestand als der in den nördlichen Wäldern. Doppelt mannhoch und höher stiegen die dichtbefiederten Wedel empor. Beklemmend legte die Schwüle sich auf die Brust. Im Dunkel fast keuchte ich dahin, dem Hunde nach.

In sanftem Bogen führte die Fährte nun nach links. Wenn ich nicht irrte, ging es jetzt schon fast nach Süden. Weicher wurde der Boden. Falls nun die Spur noch mehr nach links bog, dann mußten wir in jenes Gebiet kommen, das an die Ausläufer der Lagune grenzte. Während die Schwüle mir den Schweiß aus allen Poren trieb, suchte ich, mich zu orientieren. Aha! Wieder machte die Fährte einen leichten Winkel nach links. Da mußte doch bald vor uns jener Arm der Lagune — —

Und richtig: Vor uns wurde es hell. Der Geruch von brackigem Wasser schlug mir entgegen. Und dort schwang sich der mir wohl bekannte Bogen einer Hängebrücke über den Wasserarm, den die Lagune hier ins Land hineinschob. Gleich mußten wir den Fußpfad erreichen, der zu jener Brücke führte. Da war er schon. Langsamer zog jetzt der Hund voran. Hier waren ja die Spuren vieler Füße. Freilich, viel älter mußten die Fährten anderer auf diesem Pfade sein. Denn nur am Sonntag und zu den Abenden, da Bibelstunde gehalten wurde, pflegte dieser Pfad benutzt zu werden, wenn die von drüben

zum Missionshaus strebten. Heute aber würden wir wohl keinem Menschen hier begegnen.

Dort war der Baum, in dessen Äste man die Brücke verankert hatte. Schon schnupperte Armin am Stamm und richtete sich empor. Kein Zweifel: Der Verfolgte ist hinaufgestiegen, um den Wasserarm zu überqueren.

Ich stand und überlegte. Was nun? Gewiß, für mich selber war es ein leichtes, den Baum zu ersteigen und auf der Brücke hinüberzuturnen. Ich kannte zur Genüge diese Hängebrücken aus Rotangseilen. Ein starkes Tau schwang vom einen Ufer zum andern, in Schulterhöhe rechts und links darüber zwei schwächere. Im Abstand von etwa zwei Metern waren sie durch leichte Stricke mit dem Hauptseil verbunden. Hielt man sich rechts und links mit ausgestreckten Armen, so hatte man ein sicheres Gehen.

Doch wie sollte ich den Hund hinüberbringen? Hatte ich ihm auch manches beigebracht, ein Seiltänzer war er nicht! Andererseits brauchte ich ihn drüben. Wie hätte ich ohne ihn die Fährte weiter halten können?

Es blieb nur eins: ich mußte den Hund tragen!

Freilich, ein hartes Stück Arbeit würde das werden! Wohl an achtzig Pfund mochte das Gewicht des Tieres betragen. Doch ich wollte es versuchen. Ich rollte die Suchleine auf und hängte sie mir in Schlingen über den Arm. Nun kam das Schwierigste: Ich bückte mich nieder und nahm den Hund so auf den linken Arm, daß seine Vorderpfoten mir rechts und links über die Schultern zu liegen kamen. Ein paar Schritte versuchte ich so. Es ging! Allerdings: Nach vorn verwehrte mir des Tieres Kopf die Sicht. Und ob es möglich sein würde, mit der freien Rechten auf dem schwankenden Seil das Gleichgewicht zu halten? Immerhin, der Versuch mußte gewagt werden.

Der Aufstieg war das schwerste nicht. Leiterartig gelegte Prügel machten das Ersteigen des Baumes leicht. Doch nun stand ich vor der Brücke. Vorsichtig tastend setzte ich Fuß vor Fuß. Unangenehm, daß ich nur eine Hand frei hatte, mich am Seitentau zu halten. Jedesmal, wenn ich mit der Hand vorgreifen mußte, geriet die ohnehin schon schwanke Brücke in bedenkliche Schwingungen. Noch hatten wir die Mitte nicht erreicht, da war ich schon in Schweiß gebadet. Schwer lag der Hund auf meinem Arm. Ein Glück, daß das kluge Tier sich völlig regungslos verhielt.

Das Blut hämmerte in meinen Schläfen. Eine Pause, sonst verließen mich die Kräfte! Ganz vorsichtig wagte ich einen Blick nach vorn. Noch gut fünf Meter mochten es sein bis drüben. Und nun einen Blick hinunter: Heimtückisch schillert unter mir eine schlammige Sumpfbank. Ach ja, es war gerade Ebbe. Ein breiter Uferstreifen war trocken gefallen.

Tief atmete ich auf und hob den Fuß, um noch das letzte schwere Stück hinter mich zu bringen.

Doch was war das? Ein höhnisches Lachen vor mir! Sollte der Kerl —? Einen Blick nur werfe ich nach vorn — und sehe aus dem dichten Laub des Baumes dort ein breites Messer fahren! Es führt einen Hieb



gegen das Seitentau, das mich hält. Und nun einen zweiten! Ich schreie auf, versuche, mich nach links zu werfen. Zu spät! Das Tau zerspellt, ich stürze! Im Fallen fühle ich, wie Armin sich noch von mir stemmt und springt.

Weich falle ich! Schlamm spritzt hoch um mich auf. Ich höre den Hund wütend anschlagen — und einen Schrei. Ich aber stecke bis unter die Achseln im zähen Schlamm. Heraus hier! ist mein erster

Gedanke. Doch bei der geringsten Bewegung sinke ich nur tiefer. — Da gleitet etwas unter meinem Arm hindurch. Ich fasse zu — und halte die Suchleine in meiner Hand. Sie glitscht durch meine schlammverschmierten Finger. Rasch greife ich auch mit der Linken zu und fühle mich nach vorn gerissen. Dreck spritzt mir ins Gesicht und dringt mir in den Mund. Aber ich halte fest. Ich weiß, es gibt keine andere Rettung als diese.

Hart schlage ich gegen einen Baumstamm, der halb im Wasser liegt. Da ist ein Ast! Ich hangle mich hoch — und bin drüben. Noch immer habe ich in der Linken die Suchleine, an der mit allen Kräften Armin zieht. Er will dem Unbekannten nach.

„Such, Armin! Such!“

Doch schon nach wenigen Schritten sehe ich, daß Armin faselt. Er schlägt Bogen nach links und rechts. Minuten vergehen. Endlich scheint er die Fährte wieder zu haben. Hart wendet er sich nach links, vom Fußpfad fort. Sehr sumpfig wird es jetzt. Und nun kommt flaches Wasser. Ich weiß, ein Irrgarten von schmalen Wasserarmen ist hier. Wenn der Verfolgte sich hier hinein gewandt hat, dann hat alle Suche jetzt ein Ende.

Bald sehe ich meine Befürchtungen bestätigt. Wohl war anfangs noch hier ein abgeknickter Zweig und da im seichten Wasser der Abdruck eines Fußes. Doch dann war ich am Ende mit meiner Kunst.

Es dauerte geraume Zeit, bis ich den Pfad endlich wieder gefunden hatte. Im Gewirr der Rinnsale und Sumpfstrecken hatte ich für eine Weile die Orientierung verloren. Endlich stand ich wieder an der Hängebrücke. Gerade überlegte ich, wie ich nun wohl auf dasjenige Ufer zurückkommen könnte, da wurden drüben Stimmen laut. Gleich darauf erkannte ich Silong, der mit einigen Missionsjungen meiner Fährte gefolgt war. Schnell war Rat gefunden: Während ich den Pfad zurückschritt, um das Eingeborenendorf zu erreichen, das eine halbe Stunde weiter am Ufer der Lagune lag, eilten drüben Silong und seine Begleiter zur Station zurück. Im Boot holten sie mich, als die Sonne sich zum Untergang neigte, vom Dorfe ab.

Ja, und dann saßen wir im Studierzimmer des Missionars zusammen und hielten Rat. Doch was gab es schon viel zu beraten? Nichts wußten wir über die Person des Lauschers. Nur in dem einen Punkte waren wir uns einig: Irgendwie schienen auch hier die Haie hinter allem zu stecken.

„Es ist wohl doch richtig gewesen“, schloß König die Debatte ab, „daß ich sogleich zum alten Gassai geschickt habe. Wer weiß, was uns noch alles bevorsteht. Nach deinem Erlebnis auf der Hängebrücke zu urteilen, schrecken diese Burschen ja auch vor einem Mordanschlag nicht zurück. Auf alle Fälle ist es gut, wenn wir die Aussage Gassais schriftlich festgelegt und beglaubigt haben. Wir wollen seinen Bericht gleich in dreifacher Ausfertigung aufnehmen. Während eine hier bei mir bleibt, werde ich die zweite dem Bezirkshauptmann, die dritte aber meinem Missionsbruder drüben in Sattelberg zustellen. Es dürfte den Haien doch wohl schwer werden, auch diese aufzuspüren, geschweige denn sie zu beseitigen.“

Er zog seine Uhr und äußerte besorgt:

„Eigentlich müßte Gassai schon längst hier sein. Ich hatte ihn bitten lassen, unverzüglich zu kommen. Er wird doch nicht etwa —?“

„— den Haien in die Hände gefallen sein!“ stieß Silong hervor.

Missionar König schüttelte den Kopf. „Das kann ich mir nicht gut vorstellen. Ich glaube nicht, daß die Sharks mehr als einen oder höchstens zwei Kundschafter hier haben. Ich habe, noch während du den Lauscher verfolgst, zu Gassai geschickt. Der von dir Verfolgte hat also gar keine Zeit gehabt, einen Anschlag gegen Gassai durchzuführen.“

„Das will ich nicht sagen!“ widersprach ich. „Was nun, wenn der Verfolgte auf seiner Flucht dem Alten begegnete? Selbst wenn er nicht auf die Vermutung kam, daß Sie nach Gassai geschickt haben, mußte er sich doch sagen, daß nach dem, was er gehört hatte, Gassai eine höchst wichtige Person für den weiteren Ablauf der Dinge sein werde. — Je mehr ich darüber jetzt nachdenke, desto mehr mache ich mir über das Ausbleiben des treuen Alten Sorge.“

Silong sprang auf. „Komm, Wilhelm, wir wollen ihm entgegen gehen!“ Er sah Königs abwehrende Handbewegung. „Sei unbesorgt, Vater: Wir nehmen Armin mit. Er ist im Dunkel der Nacht ein besserer Schutz als jede Waffe.“

Wohl versuchte Vater König, uns zu halten. Doch seine Sorge um Gassai war ein starker Verbündeter bei unserem Vorhaben. Wenige Minuten später waren wir unterwegs.

Gassais Hütte lag nicht genau in der Richtung, in die mich die Verfolgung des Lauschers geführt hatte. Gassai wohnte in einem kleinen Dorf, das mehr landeinwärts lag. Ein gut Stück war aber der Pfad der gleiche wie der, den ich am Nachmittag benutzt hatte.



Es ist etwas Besonderes, nachts durch den Urwald zu gehen. Die heidnischen Eingeborenen tun es nicht gern. Zu viele Stimmen sind da ringsum! Du ahnst nicht, welche Augen aus dem Dunkel auf dich spähen, Augen längst Toter, Augen der Dämonen! Hörst du das Knistern dort? Weißt du, welcher Fuß jenen dünnen Ast zertrat? Es schleicht neben dir her, es weht hinter deinem Rücken, es webt vor dir im Dunkel auf und nieder —

Wir beide waren frei vom Aberglauben, ich durch meinen Vater, Silong durch die langjährige Schule der Mission. Und doch: Ein Gefühl der Wehrlosigkeit befiel auch uns. War es nur die Allgewalt des nächtlichen Tropenwaldes, der uns von unseren weiten Fahrten doch vertraut war, oder war es mehr? War es die Drohung des Todes, der mit schleppenden Schritten durch die Nacht ging?

Plötzlich ein warnendes Knurren des Hundes! Unwillkürlich faßte ich nach dem Dolch, den ich wie stets im Gürtel führte. Es war doch ein beruhigendes Gefühl, den glatten Griff der Waffe in der Hand zu spüren!

Doch nun bemerkte ich am Verhalten des Tieres, daß uns wohl keine unmittelbare Gefahr drohte. Armin hatte die Nase auf dem Boden. Eine Spur war es, auf die er gestoßen. Eine Spur, die ihn seltsam erregte! Wütend fast zog er nach links, wo die Lagune lag.

Auch Silong schien die Aufregung des Tieres zu fühlen. „Was ist nur mit Armin?“ raunte er mir zu. „Der Hund ist ja kaum zu halten.“

Ein Gedanke schoß mir durch den Kopf: Sollte hier der Mensch gegangen sein, auf dessen Spur wir heute schon einmal waren? Erkannte der Hund den Fährtengeruch des unbekanntenen Lauschers wieder?

Unwillkürlich hatte ich meine Gedanken halblaut hervorgestoßen. Fast erschrak ich, als Silongs Stimme aus dem Dunkel neben mir kam: „Wenn das wäre! Dann lauert er hier irgendwo dem alten Gassai auf! Ja, am Ende hat er schon —“

Um ein Haar hätte ich aufgeschrien. Doch hier war keine Zeit zu verlieren. „Armin, such verloren!“ beugte ich mich zu dem Hunde nieder. Der stutzte, wendete sich dann und zog uns nach rechts hin in den Wald hinein.

Was war das eben?, stürmte es durch meine Gedanken, während wir hinter dem Hunde herkeuchten. Such!, wolltest du doch sagen! Such! Damit der Hund dich hinter dem Unbekannten herführe. Wie kam es, daß ganz gegen deinen Willen es dir herausfuhr: „Such ver-

loren"? Jetzt führt der Hund dich doch verkehrt: Entgegen der Richtung, die der Verfolgte ging, zurück zum Ausgangspunkt dieser Spur!

Blitzschnell überlegte ich, ob ich den Hund zurücknehmen und wieder von neuem mit dem Befehl „Such!“ auf die Fährte setzen sollte. Was half es denn, daß der Hund mich auf der Spur zurückführte, wie er dies auf das Kommando „Such verloren!“ gelernt hatte. Mit jedem Schritt entfernten wir uns doch mehr von jenem Unbekannten, der hier durch die Nacht gegangen war.

Doch irgend etwas lähmte meine Entschlußkraft.

Wenn ich heute zurückblicke und alles, was diesem Abend folgte, überdenke, dann weiß ich, was — oder besser gesagt: wer — meinen Willen in jener Stunde lenkte. Damals schien es mir, als hätte ich mich in der Aufregung nur versprochen, als ich „Such verloren!“ rief. Heute weiß ich, daß in jenem Augenblick der Wille eines Höheren in mir war.

Wie im Traum stürmten wir durch die Nacht. Wir achteten nicht der Zweige, die uns peitschten. Wir stolperten über Wurzeln und drängten uns durch Büsche. Wir kämpften uns durch Lianen und ranneten gegen Stämme. Vorwärts riß uns der Hund. Vorwärts trieb uns der Wille: Schnell!

Plötzlich ist das Dickicht zu Ende. Im matten Glanz der Sterne liegt da eine Lichtung. Und drüben etwas Langes, Dunkles. Wir taumeln darauf zu: Ein Urwaldriese ist es, den ein Sturm gefällt. Hoch recken sich zerfetzte Wurzeln. Rinde liegt umher. Und rings ein Gewirr zerrissener Lianen und zerwühlter Sträucher, die der Riese im Fallen unter sich begrub.

Scharf zieht der Hund voran. Ich bleibe in dem Astgewirr hängen und muß die Leine fahren lassen. Jetzt hat Armin den Stamm erreicht. Im ungewissen Schein der Sterne sehe ich ihn an der Rinde schnuppern. Nun steht er vor dem dichten Wurzelgeflecht und nun —

Ein Schauer fliegt mir über den Rücken! Das jähe Heulen, das zum schweigenden Himmel emporsteigt, scheint nicht von dieser Erde zu sein. Ich sehe Silongs Schatten vorwärts springen, raffe mich hoch, stürze nach vorn: Wenn dieses durch Mark und Bein dringende Heulen nur nicht wäre! Was hat bloß der Hund? Noch nie hörte ich ihn diese Töne ausstoßen.

Jetzt bin ich da und sehe: Zwischen dem Wurzelgeflecht des umgestürzten Baumes sitzt der Hund. Den Fang zum Himmel gehoben heult er, heult — heult!

„Aus! — Armin, aus!“ höre ich mich schreien. Da springt er auf und beginnt mit den Läufen im Wurzelwerk zu scharren. Ich dränge mich heran und schiebe den Hund zur Seite. Da ist auch Silong neben mir. Mit fliegenden Händen reißen wir den Mulm heraus. Eine Höhlung! Rindenstücke und Laub fliegen zur Seite. Wie kommen sie in den hohlen Stamm? Sind sie hineingestopft, um etwas zu verbergen?

Ein letzter großer Klumpen Erde, jetzt scheint die Öffnung frei. Weit greife ich hinein und fühle — einen Fuß! Doch meine eisigen Hände spüren Wärme! Jetzt packt auch Silong zu, vorsichtig ziehen wir, ein Körper gleitet aus der Höhlung, ein Mensch!

„Licht!“ schreie ich. Ein Streichholz flammt auf, verlischt. Ein zweites zerbreche ich in der Aufregung, das dritte brennt. Rasch hat Silong trockenes Laub zur Hand, ein kleines Feuer leuchtet auf. Schnell dürre Äste drauf! Die Flamme duckt sich, droht zu verlöschen, frißt sich hoch. Jetzt wird es hell.

Und vor uns liegt der alte Gassai

Ein Knebel steckt in seinem Mund. Im Nu haben wir den Knebel und die Fesseln entfernt. Besinnungslos liegt der Alte, doch ein leichtes Heben seiner Brust verrät, daß er noch lebt. Schon knie ich und mache jene Wiederbelebungsversuche, die mich mein Vater gelehrt hat, um Ertrunkenen den Atem wiederzubringen.

„Der Puls wird langsam stärker“, meldet Silong, der des Alten Hand jetzt fühlt. „Gott sei Dank! Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit. Wer weiß, vielleicht wäre schon eine halbe Stunde später Gassai in der engen Höhlung des Baumstammes erstickt.“

Ich konnte mich aufrichten, da der Alte jetzt regelmäßig atmete. Eine Minute später schlug er die Augen auf. Lange sah er uns an. In seinen Augen las ich, wie ihm die Erinnerung kam. Plötzlich faltete er die Hände und neigte den Kopf, um in stillem Gebet dem die Ehre zu geben, der uns zur rechten Zeit hergeführt hatte.

Unwillkürlich hatten wir es dem frommen Alten gleich getan.

„Ich war unterwegs zur Station“, berichtete dann Gassai, „da Vater König nach mir verlangt hatte. Plötzlich erhielt ich im Dunkel einen Schlag über den Kopf. Als ich wieder zu mir kam, konnte ich kein Glied rühren. Ich war gefesselt und anscheinend lebendig begraben. Bald schwanden mir wieder die Sinne. — Wie habt ihr mich gefunden?“

In wenigen Worten erfuhr er das Notwendigste. „Jetzt aber“, schloß Silong, „müssen wir eilen. Wilhelm und ich wollen versuchen,

den dunklen Ehrenmann, der dich niederschlug, noch zu fassen. Du, Gassai, aber gehst auf kürzestem Wege zum weißen Vater."

Ich hatte erst Bedenken, ob wir den Alten würden allein gehen lassen können. Doch als wir den Pfad erreicht hatten, schritt Gassai schon wieder rüstig aus.

„Seht nur zu“, meinte er, „daß ihr den Burschen noch erwischt. Um mich braucht ihr keine Sorge mehr zu haben. Wohl brummt mir noch der Kopf, aber ich habe schon andere Sachen durchgemacht und werde den Weg auch allein schaffen.“

Ich erinnere mich, daß ich damals die Rüstigkeit des Greises bewunderte. Heute weiß ich aus eigener reicher Erfahrung, daß das Alter oft mehr ertragen kann, als die Jugend, die nur sich selber Kraft zutraut, meist wahrhaben will.

Kaum hatte der Alte sich abgewandt, als wir schon wieder auf der Spur lagen. „Such! Armin, such!“ hieß aber jetzt das Kommando. Und wieder ging es durch das Dickicht, diesmal aber in entgegengesetzter Richtung. Frisch war noch immer die Fährte. Deutlich spürte ich es an der Sicherheit und dem Eifer des Hundes. So schnell unsere Füße uns trugen, eilten wir dem Hunde, den ich wieder an der Leine hatte, nach. Es war ein böser Weg. Ein Kinderspiel war dagegen vorhin das Stückchen Wegs vom Pfad bis zu dem hohlen Stamm. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir durch den Urwald dahinstürmten. Endlich wurde es vor uns lichter. Wir traten auf ein freies Stück Land hinaus. Sanft ging es bergab.

Und jetzt kannte ich mich aus: Dort unter uns kam noch einmal dichter Wald, dann Sand und dahinter die Bucht.

Mit aller Kraft lag Armin jetzt im Riemen. Es war, als wenn der Hund unsere Eile spürte.

Und doch ist wohl alles umsonst!, schoß es mir durch den Sinn. Was, wenn dort unten am Strand ein Boot auf den Verfolgten wartet?

Silong mochte den gleichen Gedanken haben. „Laß den Hund frei!“ keuchte er hinter mir. „Er ist schneller als wir. Vielleicht holt er den Burschen noch ein, bevor er auf einem Boot entflieht.“

Schon hatte ich den Hund geschnallt. „Armin, faß!“ Und voran stürmte der Hund auf der Fährte. In wildem Lauf hetzten wir ihm nach. Da waren wieder Bäume. Büsche schlugen hinter uns zusammen. Gleich mußte sich vor uns die Lagune weiten.

Da — ein wütendes Gebell! Doch schon am Klang erkannte ich, daß wir zu spät kamen. Das war nicht das zwischen den Zähnen hervorkommende Knurren, das Armin hören ließ, wenn er gefaßt hatte. Das war der Laut, mit dem er einen ihm unerreichbaren Verfolgten verbellte.

Mit letzter Kraft warfen wir uns durch das Dickicht. Und da sahen wir: Auf der helleren Fläche des Wassers schwamm ein Fahrzeug. Als dunklen Gegenstand nur konnten wir es erkennen. Zwei schwarze Gestalten saßen an Bug und Heck, eine hellere in der Mitte. Am Ufer aber stand Armin und bellte wütend dem Boote nach. Deutlich hob seine dunkle Gestalt sich von dem weißen Sande ab.

„Wie eine Zielscheibe steht der Hund da!“ durchzuckte es mich.  
„Armin, Fuß! — Fuß!“

Einen Augenblick nur zauderte er, dann wandte er sich und sprang zu uns in den Schatten. Zur rechten Zeit! Drüben auf dem Boot blitzte etwas auf. Ein Schuß rollte über die Fläche. Hallend warfen die waldigen Ufer das Echo zurück.

„Damned dog!“ kam eine Stimme über das Wasser. „Schon wieder ist dieser Köter hinter mir her.“ Dann war es still. Nur einige leise Worte klangen noch herüber. Schnell verschluckte das Dunkel das Boot.

„Wieder einmal Pech gehabt!“ wandte ich mich ärgerlich zu Silong. Doch der gab keine Antwort. Gespannt vorgebeugt stand er da und starrte in das Dunkel.

„Was hast du denn?“ faßte ich ihn am Ärmel.

„Die Stimme! — Wilhelm, diese Stimme!“

„Was ist mit ihr?“

„Ich kenne sie!“

„Du kennst den Mann dort vorn im Boot?“

Ich sah, wie Silong sich nachdenkend an die Stirn griff. Plötzlich faßte er meinen Arm und drückte ihn, daß es mich schmerzte. „Jetzt weiß ich es!“ flüsterte er. „Ich habe diese Stimme damals gehört, als unser Dorf von den Werbern überfallen wurde. Dieser Mann war einer der beiden Weißen, die das Unternehmen leiteten. Ich habe ihn auch an jenem Morgen nicht gesehen, da es noch neblig war und ich vor Angst mich schnell verkroch. Aber die Stimme ist es! Er führte damals die Werber — und heute spürt er hier herum?“

Ich dachte nach. „Ein Beweis mehr“, sagte ich schließlich, „daß wir es auch heute wieder mit den Haien zu tun haben! — Doch nun komm. Wir haben hier nichts mehr verloren.“

Nachdenklich, sehr nachdenklich traten wir unseren Rückweg an.

## DIE BOTSCHAFT DER HAIE

Arbeitsreiche Tage liegen hinter mir, Tage voller Mühen und doch auch voller Erfüllung. Ein dunkelbrauner Bursche stand plötzlich in der Tür: „Vater, du mußt kommen. Wir brauchen dich!“

Und er erzählte die alte, mir nun schon so vertraute Geschichte vom Dorfzauberer. Einige Burrum waren plötzlich erkrankt. Natürlich mußte der Zauberer her. Und er wußte Rat: Einige ihm mißliebige Dorfbewohner bezeichnete er als die Schuldigen. Sie hätten die Erkrankten verzaubert!

Nun drohte Mord und Totschlag im Burrumdorf. Die Blutrache würde wieder umgehen nach alter Weise. Da endlich besannen sich die Bedrohten, daß einige Tagemärsche weiter ein „Vater“ wohnte.

„Komm schnell!“ bettelte der Bursche. „Noch ist es nicht zum Morden gekommen. Noch kannst du den Streit schlichten.“

Rasch war ich mit meinen Trägern zum Aufbruch fertig. Über schroffe Berge und tief eingeschnittene Täler, durch wildschäumende Bäche und rauschende Wälder ging es landeinwärts. Und dann diese endlosen Palaver mit den streitenden Parteien! Ermüdend, immer wieder Rede und Gegenrede zu hören. O ja, sie sind gute Redner, diese Burrum! Und haben sie einmal eine Gelegenheit, ihre Redegabe an den Mann zu bringen, dann tun sie es mit Bravour und Ausdauer.

Drei Tage haben wir palavert, bis endlich der Friede wieder hergestellt war. Zwei weitere Tage blieb ich im Dorf, um nun, da ich einmal dort war, auch meine Botschaft zu sagen und „Anutus Stimme im Urwald“ auch hier hören zu lassen. —

Nun bin ich wieder daheim. Die lauten Stimmen des Tages schweigen. Nur gedämpft dringt von draußen die Unterhaltung meiner treuen Katejungen. Da wandern meine Gedanken zurück ins Land der Erinnerung. Ich überfliege die Blätter, die ich neulich schrieb, und versenke mich in die Zeit, da ich jung war. Durch welche Stürme hat mich Gott in meinem Leben geführt. Und wie oft wußte er den Weg schon längst, wenn ich keinen Ausweg mehr sah.

Auch damals, als wir ratlos zur Missionsstation zurückschritten!

Wir fanden den Missionar im Gespräch mit Gassai beisammen sitzend. „Hier sind die fertigen Protokolle!“ empfing er uns. „Morgen gehen sie an die Stellen, die wir dafür ins Auge faßten. Möchte wissen, wie die Sharks dir dann noch einen Strich durch die Rechnung machen wollen.“

Schnell hatten wir unsere Erlebnisse berichtet. Sinnend saß Vater König, als ich geendet. Schließlich meinte er:

„Es bleibt uns demnach nur übrig, dem Distriktshauptmann einen Bericht über die Vorfälle zu geben. Ob seine Ermittlungen weiterführen, bleibt abzuwarten. Wir jedenfalls sind nun mit unserem Latein am Ende.“

Silong und ich haben in jener Nacht nicht viel geschlafen. Zu frisch war das Erlebte. Kaum graute der Tag, da waren wir wieder draußen. Beim Licht des hellen Tages wollten wir noch einmal die Orte des nächtlichen Geschehens in Augenschein nehmen.

Vergeblich war es gewesen, daß wir die Stelle hinter der Laube untersuchten, an der der unbekannte Horcher gelauert hatte. Auch die Fährte zur Hängebrücke hatte keinen Anhaltspunkt geboten. Schließlich hatten wir den hohlen Stamm, in dem wir Gassai gefunden hatten, genau untersucht. Aber außer den Bindfäden und dem Knebel gab es nichts, was uns hätte interessieren können. Der Knebel bestand aus Stoffetzen, die dem alten Gassai aus dem Hemdärmel gerissen waren, die Schnüre waren ganz gewöhnlicher Hanffaden, wie man ihn in jedem Laden kaufen kann.

Ratlos sah mich Silong an. „Ich glaube, Wilhelm, alle unsere Mühe ist umsonst. Denn daß wir unten am Strand, wo das Boot auf den Unbekannten wartete, noch etwas finden, scheint mir unwahrscheinlich.“

„Noch eine andere Stelle müssen wir zuvor untersuchen“, warf ich ein.

„Ah, du meinst den Ort, an dem der Fremde dem alten Gassai auf-lauerte, um ihn niederzuschlagen?“

„Ganz recht. Der Shark hat dort gewartet, vielleicht sogar längere Zeit. Er hat dort den Alten niedergeschlagen und gefesselt. Möglich, daß sich aus den zahlreichen Spuren, die da vorhanden sein müssen, irgendwelche Anhaltspunkte ergeben.“

„Schön!“ nickte Silong. „Wollen also den Platz einmal in näheren Augenschein nehmen. Allzu weit wird er ja nicht sein.“

Wir schritten zum Pfad zurück. Schon nach wenigen Minuten waren wir uns darüber klar, daß an dieser Stelle, wo Armin in der Nacht



auf die Fährte gestoßen war, der Überfall nicht stattgefunden hatte. In Richtung der Missionsstation zu konnte er auch nicht liegen. Denn der Hund hätte ohne Zweifel den Kampfplatz bemerkt. Wir wandten uns also nach rechts dem Dorfe zu, in dem Gassai wohnte. Aufmerksam musterten wir das Unterholz zu beiden Seiten des Pfades. Schon waren wir gegen dreihundert Schritte gegangen, als Silong stehen blieb.

„Wir müssen die Stelle übersehen haben“, meinte er. „Es scheint mir nämlich reichlich unwahrscheinlich, daß der Unbekannte den Alten so weit geschleppt hat.“

Ich überlegte. Hatte Silong nicht recht? Wenn ein Verbrecher seinem Opfer im nächtlichen Wald auflauert und es überfällt, wenn er es danach verstecken will, dann — „Halt!“ kam mir ein Gedanke. „Woher wußte der Fremde überhaupt von dem hohlen Baum?“

Silong sah mich erstaunt an. In seinen Augen blitzte Verständnis auf. „Du hast recht, Wilhelm“, stieß er hervor. „Der Kerl muß hier ausgezeichnet Bescheid gewußt haben. Mit schlafwandlerischer Sicherheit hat er schnurgerade durch die Dunkelheit Gassai dorthin geschleppt. Er hat schon vorher gewußt, wo er den Alten verschwinden lassen wollte.“

„Siehst du! Gerade dieser Gedanke kam mir eben. Und nun überlege weiter: Ursprünglich hat der Bursche wohl dort Gassai überfallen wollen, wo es für ihn am bequemsten war. Doch dann kamen ihm Bedenken. Das Versteck, in dem er die Leiche den Nachforschungen entziehen wollte, lag zu nahe am Ort des Überfalls. War es nicht sicherer, eine größere Entfernung zwischen beide Stellen zu bringen?“

„Du meinst, er dachte an den Hund?“

„Vielleicht auch das! — Doch suchen wir weiter!“

Langsam schritten wir den Pfad entlang und musterten aufmerksam jedes Blatt.

„Weißt du“, nahm Silong nach einigen Schritten das Wort, „der Halunke ist geradezu teuflisch mit dem alten Gassai umgegangen. Denke dir nur, wenn wir den Alten nicht gefunden hätten, wäre er elend verschmachtet!“

„Oder erstickt!“

„Eine abgründige Gemeinheit, einen Menschen auf diese Weise aus dem Leben schaffen zu wollen. Dagegen ist ein Messerstoß ja geradezu Barmherzigkeit!“

„Ich weiß nicht recht, ob es nur Grausamkeit war, die den Shark dazu trieb. Vielleicht war es auch ein Rest von Gewissen?“

„Gewissen?“ schüttelte Silong den Kopf. „Das begreife ich nicht ganz. Ich gebe zu, es kann Angst gewesen sein, Angst, daß Blut floß und so Spuren der Tat hinterblieben.“

„Auch das ist möglich,“ nickte ich. „Doch ich dachte an etwas anderes, Silong. Ganz hartgesottene Mörder sind selten. Meist lebt im Menschen, und sei er noch so heruntergekommen, ein Rest von Gewissen oder wenigstens eine Spur von Hemmungen, Kaltblütig morden? O nein, das möchte er denn doch nicht. Das Gewissen sucht eine letzte Ausflucht: Was willst du, Gott? Ich habe den Mann doch nur gefesselt und geknebelt! Wenn niemand ihn fand, wenn er erstickte oder verschmachtete, bin ich denn daran schuld?“

Nach einer Pause gab Silong nachdenklich zurück:

„Ja, wir haben tausend Wege und Schliche, die Stimme des Gewissens zu beschwichtigen und die Schuld an allem Bösen auf Gott zu schieben,“ nickte Silong. „Doch halt! Sieh mal hier!“

Ebenmachte der Pfad einen scharfen Winkel nach links. Das Dickicht, um das er bog, schien undurchdringlich. Doch Silong wies auf einen geknickten Zweig und einige am Boden liegende Blätter: „Hier ist der Bursche herausgesprungen, um Gassai niederzuschlagen!“

Behutsam drangen wir in das Gebüsch. Es war kein Zweifel, hier hatte der Unbekannte gestanden. Noch waren die Eindrücke seiner Stiefel deutlich zu erkennen. Und was war das?

„Spänel!“ flüsterte Silong.

„Tatsächlich! Dem Burschen ist es beim Warten langweilig geworden. Um sich die Zeit zu vertreiben, hat er an einem Ast herumgeschnitzt. Sieh mal, hier hat er sich einen gut daumenstarken Zweig abgeschnitten. Wollen einmal sehen, was er zustande gebracht hat.“

Eifrig suchten wir den Boden ab. Schon nach wenigen Sekunden hielt ich das Kunstprodukt, das der nächtliche Holzschnitzer nicht ganz fertig gebracht hatte, in der Hand. Es war ein recht kunstvoll begonnenes Holzmesser. Alle Achtung! Wenn ich bedachte, daß der Mann im Dunkel nur nach dem Gefühl geschnitzt hatte, war die Leistung, die er vollbracht hatte, ganz beachtlich. Der Mann schien Übung zu haben. Ob Holzschnitzerei ein Steckenpferd von ihm war?

Ich wurde in meinen Gedanken durch Silong unterbrochen. „Sieh nur!“ wies er mir ein Papierstückchen vor. „Das lag hier seitlich, halb unter Laub verborgen.“

Ich nahm das Papier und glättete es. Es war eng zusammengefaltet gewesen und auf der Außenseite fettig. „Aha!“ entfuhr es Silong. „Das Papier war um die Messerklinge gewickelt und mit in die Dolchscheide gesteckt. Beim Herausziehen des Messers ist es herausgefallen, ohne daß der Bursche es gemerkt hat.“

„Deine Annahme kann richtig sein. Doch wir wollen sehen, was darauf steht!“



Wir traten aus dem Gebüsch auf den Pfad, wo besseres Licht war, und beugten uns gespannt über das Papier.

„Eine Geheimschrift!“ platzte Silong heraus.

Ratlos starrte ich auf das Blatt.

„March 2 nd.“ stand da. Und dann die völlig unaussprechbaren Worte „HGCTZ CPWUQ DDPQE YHGRK CZWG“.

Silong hatte recht, das war eine Chiffreschrift. Selbst er, der einfache Missionsjunge, hatte sofort erkannt, daß diese Worte keiner lebenden Sprache angehören konnten, da sie lautlich nicht auszusprechen waren.

„Das gibt Arbeit!“ seufzte ich und faltete das Papier wieder zusammen.

„Und Kopfzerbrechen!“ stimmte Silong ein.

„Ja“, nickte ich, „wir wollen versuchen, ob wir der Sache auf den Grund kommen können. Doch dazu brauchen wir Ruhe. Ich glaube, daß wir wohl nichts mehr finden werden. Laß uns zurückgehen. Vater König kann uns dann helfen, diese Rätselschrift zu entziffern.“

Der Missionar empfing uns auf der Veranda.

„Jungs!“ begrüßte er uns. „Ich habe unsere Boys schon alle auf die Spur gesetzt. Ngago ist zum Bezirkshauptmann, um diesem das Duplikat des Protokolls zu übergeben und ihn von den Vorfällen zu unterrichten. Die anderen sind unterwegs, um herumzuhorchen, welcher Weiße für die Angelegenheit in Frage kommt. Nach Lage der Dinge dürfte es nicht allzu schwer sein, den Kreis der Verdächtigen enger zu ziehen. Die Zahl der hier lebenden Weißen ist gering. Die meisten scheiden von vornherein als unverdächtig aus, weil sie schon seit Jahren hier wohnen oder aus anderen Gründen über jeden Verdacht erhaben sind. — Ja, wenn ich es mir recht überlege, käme überhaupt nur Sterling in Frage.“

„Der Agent?“ fragte ich.

„Ja“, nickte Vater König, „er ist eine recht undurchsichtige Person. Man weiß nicht einmal, ob er Deutscher, Engländer oder Australier ist.“

„Und er ist erst vor sechs Wochen hier eingetroffen!“ rief ich.

„Überlege mal“, unterbrach mich Silong, „dann kann aber das Datum auf dem Zettel nicht stimmen!“

„Auf welchem Zettel?“ wollte König wissen.

Schnell hatten wir ihn von dem Ergebnis unserer Nachforschungen verständigt. Nachdenklich wendete er das Blatt von einer Seite auf die andere. Prüfend hielt er es gegen die Sonne. Dann schüttelte er den Kopf:

„Rätselhafte Sache! Doch Silong hat recht. Der Monat März liegt so weit zurück, daß dieses Blatt unmöglich jetzt erst hierher in die Hände des Unbekannten gelangt sein kann. Damit würde also auch Sterling als Verdächtiger ausscheiden?“

„Oder das Datum stimmt gar nicht!“ warf Silong ein.

Nachdenklich sah König ihn an. Ihm schien ein Gedanke zu kommen. Er griff nach dem Bleistift, der vor ihm auf dem Verandatisch neben dem Neuen Testament lag. Ich sah, wie er zu rechnen schien und Buchstaben auf ein Blatt schrieb, das er zur Hand genommen hatte.

„Nein!“ schlug er auf den Tisch. „Auch das geht nicht auf. Mir kam nämlich die Frage, ob das Datum der Schlüssel sei für die Entzifferung. Mir fällt auf, daß das Datum nicht verschlüsselt ist. Das ist doch auf jeden Fall seltsam. Denn was sollte der Grund dafür sein, daß es im Klartext geschrieben ist? Doch da fällt mir etwas anderes ein!“

Er griff nach seinem Notizbuch und blätterte darin. „Hier: 2. März, Simplizius steht da!“

„Was heißt das?“ wollte Silong wissen.

„Nach altkirchlichem Brauch ist jeder Tag des Jahres einem Heiligen oder Märtyrer geweiht“, erklärte ihm König. „In unserer evangelischen Kirche ist das in Vergessenheit geraten. Aber in der katholischen Kirche ist es auch heute noch weithin Brauch, den Taufnamen an Hand des Heiligenkalenders zu bestimmen. Der Heilige des 2. März ist Simplizius. Wollen einmal sehen, ob wir mit den Buchstaben dieses Namens bei der Entzifferung etwas anfangen können.“

Und dann saßen wir und jonglierten mit Zahlen und Buchstaben. Blatt um Blatt wurde vollgeschrieben, zerrissen und in den Papierkorb geworfen. Die Köpfe wurden uns heiß. Wir spürten gar nicht, wie die Zeit verrann. Doch kein Sinn war in die Buchstabenfolge zu bringen!

„Massa Haumann sein da!“ meldete plötzlich ein Boy. Erschrocken fuhren wir hoch. Der Bezirkshauptmann? Der Haumann, wie die Eingeborenen ihn nannten? Schon kam er die Stufen herauf und schüttelte uns die Hände.

„Sie haben Nerven!“ lachte er. „Da denke ich, hier schwirrt alles wie im Bienenkorb durcheinander. Aber nein, der Herr Missionar sitzt mit seinem Getreuen zusammen und bereitet die nächste Predigt vor!“

„Irrtum!“ lachte nun auch König. „Wir entziffern!“

Neugierig trat Hauptmann Dettmer näher. „Sie entziffern? Was denn?“

„Einen Zettel, den die Jungs vorhin am Tatort fanden!“

„Ah! Ich sehe, eine in Geheimcode verfaßte Schrift! Haben Sie schon die Lösung?“

„Leider nicht.“ König warf einen Blick auf die Uhr. „Was! Schon zwei Stunden sitzen wir und brüten über diesem elenden Zettel.“

„Und sind dabei nicht einen Schritt weiter gekommen!“ warf ich kleinlaut ein. „Dabei hatten wir uns die Sache so leicht gedacht. Wir meinten, das Datum würde uns helfen.“

Hauptmann Dettmer hatte den von uns gefundenen Zettel zur Hand genommen und nachdenklich betrachtet. Als ich vom Datum sprach, sah ich, wie er die Augenbrauen emporzog und nachsann. Dann griff er in die Rocktasche und zog ein abgerissenes Notizbuch hervor: „Vielleicht hilft das uns weiter!“

„Das glaube ich kaum!“ winkte König ab. „Auch wir haben schon den Kalender zu Rate gezogen. Wir haben versucht, das Datum selber als Schlüssel zu verwenden, haben sogar versucht, mit Hilfe des Heiligennamens Licht in das Dunkel zu bringen. Alles vergeblich!“

Der Hauptmann schmunzelte. „Dies hier“, zeigte er auf das Notizbuch, „stammt von Herrn Sterling!“

Verblüfft starteten wir ihn an.

„Ja“, nickte er dem Missionar zu, „gleich nach ihrem Bericht habe ich den Agenten aufgesucht, da ich ihm allein zutraute, daß er seine Hand im Spiele haben könnte. Und siehe da: Der Vogel ist ausgeflogen!“

„Fort?“

„Ja! Und wie es scheint, endgültig. Denn alles, was ihm von Wichtigkeit sein konnte, hat er mitgenommen. Und vor allem: Niemand wußte etwas von seinem etwas plötzlichen Aufbruch. Mit ihm aber sind seine zwei farbigen Diener und ein Auslegerboot verschwunden. Was sagen Sie dazu?“

„Und das Notizbuch?“

„Ich fand es in der Seitentasche eines zerfetzten Jacketts. Dieses lag im Herdfeuer und sollte dort wohl verbrennen. Da es aber sehr feucht war, hat es nur geschwelt. Ich sah es verkohlt in der Herdasche liegen und zog es heraus. Es zerfiel mir unter den Händen. Doch das Notizbuch ist nur angesengt.“

„Das war die Jacke, die er in der Nacht getragen hat.“ rief ich. „Sie hat bei der nächtlichen Tour derart gelitten, daß er sie nicht mehr brauchen konnte. Als er sie ins Feuer warf, vergaß er das Notizbuch darin.“

„So kann es durchaus gewesen sein!“ pflichtete der Beamte mir bei. „Dazu würde auch gut passen, daß diese Jacke feucht war. Sie hatte die Feuchte der Nacht aufgenommen, vielleicht auch bei der Bootsfahrt einige Spritzer abbekommen. Aber die Hauptsache ist, daß wir Sterlings Notizbuch haben!“

„Enthält es denn wichtige Aufzeichnungen?“ forschte König.

„Soweit ich bisher gesehen habe, vorwiegend Notizen geschäftlicher Art.“ Der Beamte blätterte in dem schmutzigen Heft, das einen scharfen Brandgeruch ausströmte. „Hier habe ich den 2. März. Leider steht auch da nichts besonderes. Einige Aufzeichnungen über Käufe. Und dann hier unten noch: An A. geschrieben. — Sonst nichts. Schade!“

Er warf das Buch auf den Tisch. Neugierig nahm ich es zur Hand. Der 2. März war noch aufgeschlagen. Ich stutzte. Dettmer hatte das Heft doch ziemlich achtlos hingeworfen. Wie kam es, daß die einzelnen Blätter nicht umschlugen?

Ich schloß das Büchlein und hielt es dann so, daß es nach Belieben aufklappen konnte. Merkwürdig: Die Stelle, an der es scheinbar zufällig wieder aufschlug, trug das Datum des 2. März! Sollte das eine Folge davon sein, daß Sterling dieses Datum sehr oft aufgeschlagen hatte? Oder hatte er es hier kräftig auseinandergebogen, damit es ihm nicht wieder zuschlage? Dann aber hatte er diese Seiten des Büchleins länger als für nur einige Minuten gebraucht!

Nachdenklich hielt ich das aufgeschlagene Heft schräg gegen das Sonnenlicht. Halt: Waren da nicht einige Kratzer zu sehen? Ich griff nach dem Vergrößerungsglas auf Vater Königs Schreibtisch. Aha! Hier war mit spitzem Bleistift geschrieben und hernach radiert worden. Mühsam entzifferte ich am Rande einzelne, unter einander stehende Buchstaben: A, B, die nächsten waren nicht zu erkennen, dann aber wieder G, H, F. Kein Zweifel: Hier waren die Buchstaben des Alphabets untereinandergesetzt worden. Und gewiß zu keinem anderen Zweck, als um zu chiffrieren! Diese Seite des Buches mußte uns den Schlüssel liefern. Fast mit Gewißheit spürte ich es. Doch wo lag der Schlüssel?

Mein Blick wanderte zu der Kopfleiste. Links neben dem Datum standen die Zeiten des Aufgangs von Sonne und Mond, rechts die des Untergangs. Und da: Ein deutlicher Kratzer unter der Zeit des Mondaufgangs verriet, daß diese Zahl unterstrichen gewesen war. Bleistift her, und schnell probiert!

Wann war am 2. März der Mond aufgegangen? Um 7.32 Uhr? — Schon hatte ich die Buchstaben des Alphabets untereinander geschrieben und zählte los. Zuerst einmal das Nächstliegende: Von H, dem ersten Buchstaben der Codeschrift um 7 weitergezählt kam ich zu O. Von G aus um 3 weiter ergibt J. Von C komme ich auf E. Eifrig schreibe ich weiter. Aber nein, das gibt keinen Sinn! OJEA habe ich jetzt da stehen.

Einen Augenblick überlege ich. Ach, versuche es einmal rückwärts, denke ich. Und schon wandert der Bleistift wieder auf und ab: Von H um 7 zurück gibt A. Von G um 3 zurück ergibt D. Von C um 2 zurück komme ich auf A. Und jetzt wieder von T um sieben Stellen zurück bringt ein M. Ich starre auf die Buchstaben, die ich niederschrieb: „Adam“ steht da! Wenn das keinen Sinn hat!

In fliegender Hast zähle und schreibe ich weiter. Und keine fünf Minuten sind vergangen, da lese ich den Satz:

„Adam waits Jabin-Creek. Haste.“

Ich habe gar nicht bemerkt, daß das Gespräch der anderen verstummt ist, daß sie alle hinter mir stehen und auf das Blatt starren. Erst als ich hochfahre und beinahe Hauptmann Dettmer umstoße, der sich über meine Schulter gebeugt hat, komme ich wieder in die Gegenwart.

„Adam wartet am Jabinbach, eile!“ hat da König auch schon übersetzt.

„Kein Zweifel mehr!“ fährt Dettmer hoch. „Der Junge hat die Schrift entziffert. Was da steht, ist zwar knappster Telegrammstil, dem Sinne nach aber klar. — Junge, wie bist du bloß darauf gekommen?“

Rasch habe ich es erklärt. Strahlend schüttelt Silong mir die Hand.

„Wie freue ich mich, Wilhelm, daß du das Geheimnis dieser Schrift entdeckt hast. Jetzt wissen wir, daß wir den Unbekannten am Jabinbach zu suchen haben!“

„Kennst du denn einen Bach dieses Namens?“

„Gut genug!“ lachte Silong. „Er fließt durch das Gebiet der uns Kate benachbarten Burrum und Hube, um dann in den Hueongolf zu münden.“

Der Hauptmann piffte leise durch die Zähne: „Sieh einer an! Deshalb also hat sich der feine Herr Sterling mit dem Eingeborenenboot aus dem Staube gemacht. Sicher hat er vor, an der Küste entlang die Mündung des Jabin zu erreichen.“

„Und wir werden ihm dabei zuvorkommen!“ unterbrach ihn Silong. „Wilhelm, dein Schoner „Upolu“ ist doch vor einigen Tagen zurückgekehrt. Mit ihm fahren wir geradenwegs über den Hueongolf. Sterling dagegen muß mit seinem Auslegerboot der Küste folgen und dabei einen weiten Bogen schlagen.“

„Der Gedanke ist großartig“, stimmte ich eifrig zu. „Bei dem jetzt herrschenden Südostmonsun können wir die Strecke vielleicht in einem, ungünstigstenfalls aber in zwei Tagen schaffen.“



„Sterling dagegen wird wenigstens fünf Tage benötigen“, rechnete Silong. „Das Überqueren der Markham-Mündung wird ihm schwer zu schaffen machen. Er hat da, zumal bei Ebbe, eine sehr starke Strömung querab. Auch muß er sich unterwegs vorsehen, um nicht von den Eingeborenendörfern aus bemerkt zu werden.“

„Die Eingeborenen würden ihn allerdings sogleich durch ihre Palavertrummeln weitermelden. Und das muß er, wenigstens in den ersten Tagen, unbedingt vermeiden.“

„Ich verstehe nicht“, unterbrach mich König, „aus welchem Grunde ihr durchaus Sterling folgen wollt.“

„Er ist der Mann, der meinen Vater verschleppt hat!“ erwiderte Silong. „Ich muß ihn zur Rede stellen, um zu erfahren, was aus meinem Vater geworden ist.“

„Und ich muß Silong dabei helfen!“ stimmte ich ein.

„Vergeßt nicht, daß ihr es mit mindestens zwei Männern zu tun habt!“ gab König zu bedenken.

„Mit mindestens drei!“ verbesserte Dettmer. „Von einem wissen wir den Namen: Adam. Fast will es mir scheinen, als ob dieser das Kommando der Bande hätte. Denn er bestellt kurzerhand Sterling zu einem Treffpunkt. Die Botschaft selbst aber hat ein Dritter zu Sterling gebracht. Das geht aus dem Wortlaut deutlich hervor. —

Schadel Wenn nicht gerade gestern Meldung eingegangen wäre, daß es hier im Inland wieder einmal zu Unruhen und Menschenfresserei gekommen ist, würde ich selber mit euch fahren. So aber ist es meine Pflicht, zunächst hier nach dem Rechten zu sehen. — Doch meinen tüchtigen Unteroffizier Saki gebe ich euch mit. Er ist in jeder Weise zuverlässig und umsichtig.“

„Trotzdem kann ich meine Zustimmung nicht geben. Das Unternehmen ist zu gewagt“, widersprach König. „Meint ihr denn, daß die drei Burschen dort am Jabinbach allein sind?“

„Gewiß nicht!“ gab Silong zu. „Sie werden eine Trägerkolonne und vielleicht auch bewaffnete eingeborene Helfer bei sich haben.“

„Na also! Wie wollt ihr dann den drei Weißen zu Leibe gehen?“

„Ich dachte nicht so sehr an ein offenes Vorgehen“, antwortete Silong nachdenklich. „Ich habe vielmehr vor, mich als einfacher Eingeborenenjunge an ihre Fersen zu heften.“

Er musterte mich von der Seite. „Auch Wilhelm könnte, wenn er von mir zurechtgemacht wird, als Eingeborener gelten. Auffallend wären allein seine hellen Augen. Doch kommen solche vereinzelt

auch unter den Papuas vor. Einige meiner Stammesgenossen haben sogar blondes Haar. Da Wilhelm braune Haut und schwarzes Haar hat, brauchte ich ihn nur nach Papuaweise zu frisieren. Auch würden wir den üblichen Zierrat anlegen. Da wir sowohl wie Ngago, der auch mitkommen müßte, mehrere Papuadialekte beherrschen, könnten wir uns ziemlich sicher fühlen.“

„Und mein treuer Saki würde an so einer Maskerade auch seinen Spaß haben“, lachte Dettmer.

Was half nun noch Vater König aller Widerstand! Wir wußten alle Hinderungsgründe, die er anführte, zu widerlegen. Da Sterling sich nie hatte offen auf der Missionsstation sehen lassen, war anzunehmen, daß er nur mich kannte. Silong, Saki und Ngago waren ihm gewiß nicht aufgefallen. Das waren für einen Menschen wie Sterling doch nur Kanaker, wie sie dutzendweise im Busch herumkrochen. Recht überlegt brauchte also nur ich selber mich vor einer engeren Begegnung mit Sterling zu hüten. Bei einer flüchtigen Begegnung würde er wohl auch mich in Papuaaufmachung nicht erkennen. Hatte er mich doch auch in Morobe nie aus unmittelbarer Nähe betrachten können.

Nach und nach rissen wir Vater König durch unsere Begeisterung mit. Als wir uns zu Tisch setzten, war sein Widerstand besiegt.

Bald nach der Mahlzeit erschien der alte Jansen. Mit den Jahren war sein Gesicht noch verwitterter geworden. Aber unermüdlich opferte er sich für mich auf. Er ließ die alten Handelsbeziehungen meines Vaters nicht einschlafen. Noch immer fuhr er mit der „Upolu“ zwischen den Inseln. Auch jetzt kam er wieder einmal, um mir Abrechnung vorzulegen und Vorschläge für die nächste Handelsreise zu unterbreiten. Doch kaum hatten wir ihm über unsere Erlebnisse berichtet, als er uns zustimmte:

„Ich würde nicht anders handeln als die Jungen“, nickte er König zu. „Dem einen steht das Bild seines toten, dem andern das seines verschleppten Vaters vor Augen. Das Recht, Jungs, ist auf eurer Seite. Doch seid nicht leichtsinnig. Haltet euch im Hintergrund und beobachtet! Und erst wenn ihr die Burschen sicher habt, dann faßt zu!“

## DER PARADIESVOGELJÄGER

Könntet ihr heute meinen getreuen Gustav Meier sehen, ihr würdet, glaube ich, den Kopf schütteln, wenn ich euch sagte, daß er damals, um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, ein „verrücktes Suppenhuhn“ war!

Nicht wahr, das sieht man dem gemütlichen Dicken nicht an, wenn er würdevoll über den Hof unserer Mission schreitet? Unsere Zöglinge achten ihn hoch. Denn „Meier kann alles“. Zur stehenden Redensart ist dieses Wort bei uns geworden. Und nicht nur hier auf der vorgeschobenen Station. Selbst die Burrum, die kein Wort Deutsch können, gebrauchen diesen Ausdruck, wenn sie sagen wollen, daß eine Sache schon noch ins Lot kommen werde.

Und in der Tat; Meier kann alles! Er war der Mann, der geradezu „mit Feldherrnblick“ den richtigen Standort des werdenden Missionshauses wählte. Er fand die Stämme, die zum Bau am geeignetsten waren und leitete die Errichtung von Haus und Kapelle. Ihm allein war es zu danken, daß ein Harmonium nach langem und schwierigem Trägertransport heil und unbeschädigt hier in der Wildnis ankam. Er sah sich den ihm neuen „Apparat“ von innen und außen an, beseitigte im Handumdrehen die Mängel, die bei dem Transport durch Wind und Wetter entstanden waren. Er setzte sich in aller Stille hin, und siehe da, nach knapp vier Wochen konnte er jeden Choral auf Anhieb vom Blatt spielen!

Als ich ihm zu dieser einzigartigen Leistung gratulierte, wehrte er mit einer seiner eigentümlichen Handbewegungen ab: „Habe doch an Bord schon Schifferklavier gespielt! Da werde ich doch auch mit diesem Möbel fertig werden!“

Wie gesagt: Meier kann alles! Nicht auszudenken, wie alles ohne ihn reibungslos laufen sollte. Allüberall ist er heute meine rechte Hand. In jeder, auch der ihm ungewohntesten Lage springt er unauffällig ein. Und, was die Hauptsache ist, er meistert sie! Auch mit dem schwierigsten Häuptling wird er, der jetzt ein halbes Dutzend verschiedener Dialekte beherrscht, im Palaver fertig. Was, die be-

stellten Träger sind nicht gekommen? Moment mal, Meier schaltet sich ein! Eine Stunde später schon stehen die Träger in Reih und Glied auf dem Hofe bereit. Die Schweine sind krank? Meier kuriert sie, daß ein richtiger Viehdoktor neidisch werden könnte. Du hast einen wehen Zahn, my boy? Geh nur zu Meier, und du bist die Schmerzen los. Wer soll, wenn der „Vater“ die Außenstationen besucht, die Abendandacht halten? Natürlich: Bruder Meier springt für ihn ein!

Kurz und gut: Meier kann wirklich alles!

So war er damals schon, als ich ihn kennen lernte.

Dabei ist er ruhig und bescheiden, wehrt jeden überschwänglichen Dank weit von sich ab und bleibt mit seiner reichlich gewichtigen Person immer im Hintergrund.

So war er damals nicht, als ich mit Silong und den andern an Bord der „Upolu“ kam! Ein Wirbelwind war es, der uns am Fallreep begrüßte. Auf den ersten Blick erkannte ich: Ein Hansdampf in allen Gassen!

„Darf ich vorstellen: Mein neuer Steuermann Meier“, machte uns Jansen mit ihm bekannt.

Eine formvollendete Verbeugung, an der nichts auszusetzen war. Aber irgend etwas Unbeschreibliches lag in jeder Bewegung dieses Burschen. Man spürte den gerissenen und doch zugleich gutmütigen Schelm, der da aus jedem Knopfloch lugte.

Gewiß, Meier respektierte Jansen als Kapitän und mich als den Eigner des Schiffes. Aber nie wußte man: Meint dieser Bursche es ernst oder macht er sich über einen lustig? Die erste halbe Stunde war ich etwas zurückhaltend, eben weil ich nicht recht schlau aus ihm wurde. Doch als wir dann abends in der Kajüte beisammen saßen, da „taute ich auf“, wie er selber mir später einmal schmunzelnd sagte. Und wirklich, man konnte nicht lange neben ihm sitzen, ohne warm zu werden. Er steckte voller Schnurren und Anekdoten. Nicht zu zählen waren die seltsamen Erlebnisse, die er „höchstpersönlich“ gehabt hatte. Und doch, mochte eine Sache, die er vorbrachte, noch so kauzig sein, irgendwo dahinter verbarg sich ein lächelnder Philosoph. Nie aber spürte man den erhobenen Zeigefinger. Die Moral von der Geschichte lag allemal, wie er selber zu sagen liebte, hinter den Kulissen.

Ja, unser guter Meier konnte erzählen, daß die Balken sich krumm und wieder gerade bogen. Und er kann es auch noch heute. Nicht

immer weiß man so recht, ob die Geschichten auch alle wahr sind. Aber nett ist es immer, wenn er sich zurecht setzt und loslegt.

Es war schon tief in der Nacht, aber wir dachten nicht an Schlaf. Wir saßen in der Kajüte der „Upolu“ zusammen und lauschten dem Kleinen. Für mich tat sich eine neue Welt in den Geschichten auf, die er erzählte. Wie wenig wußte ich im Grunde doch von diesem Land, das die Heimat meines Vaters gewesen war. Ich konnte nicht genug davon hören.

Wie im Fluge vergingen die Stunden der Überfahrt. Und als wir uns Gute Nacht sagten, da war es, als hätten wir uns schon seit Jahren gekannt.

Der erste Schimmer des frühen Morgens fiel durch das Bullauge, da wurde ich durch die Geräusche wach, die vom Deck zu mir herabdrangen. Schnell machte ich mich fertig und eilte nach oben. Dicht bewaldetes Bergland lag vor uns. Höher und höher türmten sich dahinter waldige Kuppen. Wir waren am Ziel.

Während die Mannschaft die Segel reffte und den Anker ausbrachte, nahmen Silong und Ngago mich vor. Als ich eine halbe Stunde später wieder erschien, war ich ein einfacher Papua. Bis in Einzelheiten hinein hatten sie mich zurechtgestutzt. Meine Haare waren nach Art der Kate „frisirt“. Eine schöne Kette aus Eberzähnen lag um meinen Hals, ein Schurz mit Basttasche war meine einzige Kleidung. Pfeil und Bogen, ein leichter papuanischer Wurfspeer und ein kräftiges Messer bildeten meine Bewaffnung. Nur ein wirklicher Kenner der Eingeborenenrassen würde bemerkt haben, daß mein Gesicht nicht den bei den Saruwagedstämmen vorwiegenden, fast semitisch anmutenden Ausdruck aufwies.

„Jungel!“ rief Vater Jansen, als ich ihn im Dialekt der Kate anredete. „Fast hätte ich dich nicht erkannt. Wenn deine hellen Augen nicht wären, würde ich selbst jetzt noch zweifeln, ob du es wirklich bist.“

Stolz betrachtete mich Silong. „Viel wichtiger als das Aussehen“, wandte er sich schließlich an Vater Jansen, „ist aber, daß Wilhelm auch wie einer der Unseren leben kann. Wenn er europäische Lebensformen gewöhnt wäre, müßten wir uns mit Trägern und Proviant plagen. Von unseren weiten Wanderungen, die wir drüben im Bergland des oberen Markhamflusses gemeinsam unternommen haben, weiß ich aber, daß Wilhelm von dem leben kann, was das Land bietet. Wir brauchen daher keine Konserven oder anderen Erzeugnisse der

weißen Männer mitzuschleppen. Wir sparen Träger und bleiben dabei beweglich. Nur Salz und einige andere Kleinigkeiten werden wir mitnehmen.“

„Und wie steht es mit Zelten?“ wandte Meier ein, der an alles dachte.

„Auch Zelte werden wir nicht benötigen. Da wir keine Fremden sind, werden wir im Gebiet der uns befreundeten Stämme Aufnahme finden. Notfalls aber helfen wir uns selbst. Vergiß nicht, daß Ngago und ich hier groß geworden sind. Wir wissen, wie man aus Zweigen und Gräsern schnell eine Schutzhütte baut, die auch bei starkem Regen Zuflucht bietet.“

Meier schüttelte den Kopf. „Und doch sehe ich schwarz für den Fall, daß ihr höher ins Bergland hinaufgehen müßt.“

Doch Silong lächelte nur. „Wir Kate sind Kinder der Berge. Wilhelm allerdings ist im milden Samoa aufgewachsen. Doch ist er oft genug mit mir drüben im Markham-Bergland gewesen. Er kennt die Berge und ist das Wetter gewohnt.“

„Und Saki?“

„Saki ist allerdings ein Melanesier“, mischte ich mich in das Gespräch. „Doch hat er seinen Hauptmann schon oft auf Expeditionen begleitet, die ins Innere führten. Er meint, wir brauchten uns keine große Sorge um ihn zu machen.“

„Außerdem werden wir genügend Decken mitnehmen, um für die kalten Nächte gewappnet zu sein“, fiel Silong ein.

„Werden diese Decken euch nicht verraten? Ich meine, wird man an ihnen nicht erkennen, daß ihr etwas anderes als schlichte Papuas seid?“ gab Jansen zu bedenken.

„Ich habe auch darauf geachtet“, erwiderte Silong. „Wir haben mit Vorbedacht nur solche Decken ausgesucht, die auch an der Küste im Handel zu haben sind. Fragt uns aber einer, wie wir zu diesen Decken kommen, so erzählen wir, daß wir an der Küste gearbeitet und die Decken dort erworben haben. Da wir die Dialekte der hier ansässigen Stämme beherrschen, wird niemand gegen uns Verdacht haben.“

Wilhelm wird sich freilich mit Armin den Werbern fernhalten müssen. Wenn sie vielleicht auch ihn selber nicht erkennen würden, so könnte doch der Hund leicht zum Verräter werden.“

„Wäre es nicht überhaupt besser, ihr ließt den Hund zurück?“ warf der Kapitän ein.

„Ich hatte ursprünglich diese Absicht“, gab ich zu. „Aber nach reiflicher Überlegung habe ich mich doch entschieden, Armin mitzunehmen. Da ich selber, wie Silong sehr richtig sagte, den Haien aus dem Wege gehen muß, kann der Hund mir nicht hinderlich sein. Umgekehrt versprechen wir uns von dem Tier manche Hilfe. Seine Wachsamkeit erspart es uns, bei Nacht Posten auszustellen. Und was er auf der Fährte leistet, das wissen Sie ja.“

„Na schön!“ brummte Vater Jansen. „Dann fehlt nur noch, daß du einen Papuanamen bekommst.“

Doch schon fiel Ngago ein: „Ich weiß einen! Einer der ersten christlichen Häuptlinge unseres Stammes heißt Songangnu. Wollen wir nicht Wilhelm so nennen?“

„Gut“, erwiderte ich, „ich will versuchen, mich dieses Namens würdig zu erweisen.“

Schnell wurde noch Kriegsrat gehalten. Es war möglich, daß die Haie einen Beobachter an der Flußmündung hatten. Wir durften darum nicht offen an Land gehen. So fuhr zunächst nur Meier mit einigen Leuten der Crew an Land. Die Mittagszeit war schon vorüber, als er wieder an Bord zurückkehrte.

„Wo haben Sie denn so lange gesteckt?“ erkundigte sich Kapitän Jansen. „Außer dem stets etwas benebelten Sprengler wohnt doch kein Weißer in dieser gottverlassenen Gegend?“

Doch Meier grinste nur und zwinkerte uns mit den Augen, ihm in die Kajüte zu folgen. Erst als er die Tür hinter uns geschlossen und sich überzeugt hatte, daß niemand uns zuhören konnte, lachte er uns zu:

„Ausgehört habe ich den Burschen!“

„Wen, den zweifelhaften Sprengler?“

„Natürlich!“ nickte Meier. „Sprengler kommt immer mehr herunter. Als ich bei ihm eintrat, sah ich gleich, daß er nicht mehr ganz nüchtern war. Zwei leere Whiskyflaschen neben seinem ächzenden Stuhl verrieten, daß er schon am frühen Morgen einen tüchtigen Schluck genommen hatte. Ja, es ist schon schlimm genug, wenn droben im alten Land sich einer dem Schnaps ergeben hat. Hier aber in diesem Klima reibt der Alkohol den Menschen doppelt schnell auf. Sprengler ist der beste Beweis dafür. Alles in seiner Wellblechbude legt von seiner Verkommenheit Zeugnis ab. Verwahrlost und dreckig der Laden, widerspenstig die Boys.“

„Ich möchte bloß wissen, wovon der Kerl eigentlich lebt!“ knurrte Jansen.

„Sehen Sie, die Frage kam mir auch, als ich mich in dem Store umseh. Der Mann mag einem andern erzählen, daß ihm der Handel soviel einbringt, daß er sich jeden Tag betrinken kann. Das glaubt ihm vielleicht einer, der keine Krempe am Hut hat, aber nicht Meier-Europa!

Na ja, ich ließ ihn also noch ein paar Gläser auf meine Rechnung trinken. Dabei sah ich mir die Bude an. Einfach trostlos alles! Vorsichtig versuchte ich dann, Sprengler auszuhorchen. Aber der Kerl antwortete nur mit Ja und Nein. Es war nichts aus ihm herauszubekommen.

Schon wollte ich die Segel streichen und es aufgeben, da sehe ich einen Schwarzen über den Hof kommen. Nanu, denke ich, der Mann gehört doch nicht hierher? Toll genug sah freilich der Mensch aus: Einen khakifarbenen, vielfach gestopften Anzug hatte er an, dazu Wickelgamaschen an den Beinen, die besonders putzig aussahen, da er an den Füßen keine Schuhe hatte. Im ganzen wirkte dieser Mann wie ein weggelaufener Eingeborenen soldat. An der abgewetzten Schulter seiner Jacke konnte ich erkennen, daß dieser Mensch wohl für gewöhnlich ein Gewehr trug. Auch deuteten die Falten seiner Jacke darauf hin, daß sie vor kurzem noch durch einen Riemen oder ein Koppel zusammengehalten worden war.

„Hallo!“ kam mir der Gedanke, „sollte dieser Kerl etwa zu dem Trupp gehören, den unsere vier Freunde hier suchen? Gustav, halte die Augen offen!“

Der Fremde schien hier gut Bescheid zu wissen. Mit sicherem Schritt kam er durch den Schmutz des Hofes gerade auf die Wellblechbude zu. Ohne alle Förmlichkeiten trat er ein. Inzwischen hatte ich meinen Plan fertig. Dieser Mann wußte ja nicht, daß Sprengler allein die Flaschen geleert hatte. Wenn ich mich betrunken stellte, so mußte er annehmen, daß ich mit Sprengler wacker mitgehalten hatte. Ich rutschte also auf dem Gestell, das Sprengler mir als Stuhl bezeichnet hatte, so weit vor, daß ich halb in diesem Marterinstrument lag. Ein leeres Glas in der Hand, blinzelte ich dem Ankömmling mit möglichst geistlosem Gesichtsausdruck entgegen. Der Blick, den er mir zuwarf, verriet, daß meine List gelungen war. Dieser Mann hielt mich für außer Gefecht gesetzt. Ohne weiter von meiner Wenigkeit Notiz zu nehmen, trat er an Sprengler heran, der halb eingenickt war.



Er rüttelte ihn an der Schulter. Mein Sprengler fuhr hoch und starrte den Braunen zunächst verständnislos an. Dann ging der Ausdruck des Erkennens über sein schwammiges Gesicht.

„Was gibts denn nun schon wieder?“ brummte er.

Obwohl der Braune mir jetzt den Rücken zukehrte, konnte ich an seiner Schulter erkennen, daß er wohl ein fragendes Zeichen zu mir hin machte.

„Ach so!“ knurrte Sprengler mit einem Seitenblick auf mich.

Ich durfte nicht offen hinsehen, um seinen Verdacht nicht zu erregen. Doch war es mir, als wenn der Farbige ihm schnell etwas in die Hand drückte. Ich tat, als wenn ich mich in meinem Stuhl bequemer setzen wollte und warf einen vorsichtigen Blick hinüber. Richtig, eben ließ Sprengler einen Zettel in der Tasche verschwinden!

Noch immer stand der Fremde schweigend vor ihm. Ich sah deutlich, wie Sprengler überlegte. „Was?“ brüllte er plötzlich los. „Mehr Lohn willst du Bursche haben? — Nein! Und raus mit dir!“

Was sollte das? Der Mann hatte doch kein Wort gesprochen. Auch sah er nicht danach aus, als ob er hier arbeite. Aha. In den Worten Sprenglers mußte etwas anderes verborgen sein: Die Antwort auf eine Frage, die auf dem Zettel stand! — Ich mußte den Zettel lesen, um jeden Preis!

Ich will euch nicht lange auf die Folter spannen. Nach einer weiteren Stunde hatte ich Sprengler so weit, daß er reif zum Schlafen war. Ich gab mir große Mühe, ihm einen ähnlichen Zustand meinerseits vorzutauschen. Innig umschlungen taumelten wir nach nebenan. Ich zog ihm unter brüderlichem Zureden die Stiefel aus und packte ihn auf sein Bett. Die Jacke zog ich ihm auch aus. Und als ich sie auf die Stuhllehne hängte, fuhr meine Hand schnell in die Tasche. Da war der Zettel. Blitzschnell überflog ich die wenigen Worte. Und schon war der Zettel wieder an Ort und Stelle.

Als Sprengler zu schnarchen anfang, machte ich mich zufrieden auf den Rückweg.“

„Und was stand auf dem Zettel?“ fragten Jansen und ich zugleich.

„Ja, das möchten Sie gern wissen, nicht?“ lachte Meier. „Also, da stand: Die Winkelsumme im Dreieck beträgt hundertundachtzig Grad!“

Jansen starrte ihn mit offenem Mund an. Ich aber begriff, daß Meier uns ein wenig necken wollte, und lachte: „Unsinn! Nun schon heraus mit der Sprache: Was stand auf dem Papier?“

„Na schön, wenn Sie es durchaus wissen wollen, dann muß ich es ja sagen. Auf dem Zettel stand die Frage: Ist Nachricht aus Morobe da?“

Verständnisvoll sahen wir einander an. Kein Zweifel, diese Frage bezog sich auf Sterling, den man ja hier erwartete.

„Jetzt verstehe ich auch“, nickte Kapitän Jansen, „welche Antwort Sprengler dem Boten gab.“

„Die Antwort lautete: Nein!“ lächelte Meier. „Sie haben es richtig geraten. Das Nein betonte Sprengler ganz besonders.“

„Wir wissen also jetzt zweierlei: Erstens, daß Sterling noch nicht hier eingetroffen ist. Weiter aber, daß das Lager seiner Kumpane nicht weit von hier sein kann.“

„Jawohl“, bestätigte Meier, „der Mann machte nicht den Eindruck, als ob er einen weiten Weg hinter sich hatte. Auch kehrte er sogleich um. Wenn er einen längeren Marsch noch vor sich gehabt hätte, würde er gerastet und gegessen haben. Das Lager der Haie, in dem man Sterling erwartet, muß also hier in der Nähe sein.“

„Es dürfte nicht schwer werden, den Platz festzustellen“, nahm Silong das Wort. „Sobald es dunkel genug ist, werden wir vier an Land gehen. Dort drüben im Eingeborenendorf wird man sicher etwas über die Fremden wissen. Es ist ganz unmöglich, daß ein Lager weißer Männer längere Zeit verborgen bleiben kann.“

„Du hast recht“, schloß ich mich seiner Ansicht an. „Doch wir wollen immerhin vorsichtig sein. Wir werden nicht alle zusammen in das Dorf gehen, wo unser Erscheinen doch Aufmerksamkeit erregen könnte. Am besten ist es, wenn du allein dort herumhorchst. Doch wir haben jetzt noch bis zum Abend Zeit. Ich schlage vor, daß wir uns schlafen legen. Ich habe so das Gefühl, als wenn wir in der Nacht nicht dazu kommen werden.“

Es war schon dunkel, als Steuermann Meier mich weckte. „Es wird Zeit zum Aufstehen“, meinte er, „Silong ist bereits vor einer Stunde an Land gefahren, um sich unauffällig ins Dorf zu begeben und dort zu erfahren, wo das Lager der Sharks liegt.“

„Hat er gesagt, wann wir nachkommen sollen?“

„Er meinte, er würde in zwei Stunden mit seinen Nachforschungen fertig sein. Er erwartet euch an der Stelle, an der wir ihn an Land setzten.“

„Nun, dann ist es ja noch nicht so eilig, da wir alles, was wir benötigen, schon bereitgemacht haben.“

In Ruhe nahmen wir von Kapitän Jansen Abschied.

„Also Junge“, klopfte er mir auf die Schulter, „denke daran, daß du Vater König und mir versprochen hast, immer schön vorsichtig zu sein. Um für alle Fälle zur Hand zu sein, werden wir mit der „Upolu“ in der Nähe bleiben. Ich werde morgen mit dem Schoner an der Küste entlang über Finschhafen bis rauf zur Astrolabebucht fahren. Du weißt, daß durch die Palavertrommeln der Papuas alle auffälligen Begebenheiten mit Windeseile auch über weite Entfernungen hin verbreitet werden. Ich nehme an, daß wir auch drüben an der Nordküste hin und wieder etwas von den Werbern hören werden. Ich bin ja mit den Küstenbewohnern gut bekannt. Daher werden sie mir wohl die Neuigkeiten, die aus dem Inland kommen, weitergeben. Sollten wir aber hören, daß euch etwas zugestoßen ist, dann werden wir alles tun, euch zu helfen, soweit es nur möglich ist.“

„Jawohl!“ bekräftigte Gustav Meier. „Und wenn wir Sie aus den Zähnen der Haie reißen müssen! Verlassen Sie sich drauf: Meier kann alles!“

Ich lachte über den Eifer des kleinen Mannes. Doch ich ahnte nicht, daß noch einmal der Tag kommen sollte, an dem ich mich der Worte des Steuermanns erinnern würde!

Über die nächtliche Bucht ruderten wir dem Lande zu. Es war nicht weit und der Flutstrom schob uns. Bald hatten wir das Ufer erreicht. Der Steuermann hielt noch ein Stückchen am Strand entlang.

„So, hier ist die verabredete Stelle.“ Mit diesen Worten lenkte er das Boot einer kleinen Landzunge zu. Kaum berührte der Kiel des Bootes den Sand, als eine Gestalt aus dem Schatten trat, Silong.

„Schon zurück?“ fragte ich.

„Ich habe alles, was ich wissen wollte, erfahren“, gab er zurück. „Ich kenne den Lagerplatz der Sharks und weiß, daß es zwei Weiße sind, die zwölf Träger und sechs farbige Soldaten bei sich haben. Sie lagern bereits seit einer Woche dort. Offensichtlich warten sie nur darauf, daß Sterling noch zu ihnen stößt. Was sie weiterhin planen, wissen die Dorfleute nicht. Doch scheint es so, als wenn sie vorhaben, ins Innere aufzubrechen. Jedenfalls haben sie sich durch den Händler Sprengler mit allem versorgt, was man für einen Marsch ins Inland benötigt.“

„Es ist also gut“, erwiderte ich, „daß wir auch mit dieser Möglichkeit gerechnet und entsprechend vorgesorgt haben.“ Ich wandte mich an Meier. „Wir nehmen alle unsere Sachen jetzt mit. Ich vermute, daß die Haie noch einige Tage auf Sterling werden warten müssen.“

Sobald sie abrücken, werden wir ihnen auf den Fersen bleiben, um ihnen hinter ihre Schliche zu kommen. Denn daß es uns gelingt, schon hier an sie heranzukommen und in Erfahrung zu bringen, was wir wissen wollen, glaube ich nicht. Auf jeden Fall senden wir euch noch Nachricht. Schickt bitte allabendlich um die gleiche Stunde ein Boot an diese Stelle.“



Ein letzter Händedruck. Der Steuermann sprang ins Boot, die beiden Crewjungen, die uns hergerudert hatten, legten sich in die Riemen, und das Boot verschwand im Dunkel der Nacht.

Schweigend führte Silong uns durch den nächtlichen Wald. Nach zehn Minuten erreichten wir eine kleine Lichtung, in deren Hintergrund etwas Dunkles aufragte.

„Eine verlassene Hütte, die ich vorhin entdeckte“, erklärte Silong. „Sie mag uns einstweilen als Unterschlupf dienen.“

Schnell war ein kleines Feuer entzündet. Bald hatten wir das Innere der vom Wetter schon recht zerzausten Hütte, so gut es ging, wohnlich gemacht. Als wir damit fertig waren, meinte Silong:

„Ich denke mir unser weiteres Vorgehen jetzt so, daß zunächst wir beide, Wilhelm, auf Erkundung ausziehen. Ngago und Saki bleiben mit dem Hunde hier. Seid ihr einverstanden?“

„Gewiß!“ nickte Saki. „Doch möchte ich noch einen Vorschlag machen. Wir müssen von nun an ständig unsere Rolle spielen. Wir können nie wissen, ob wir unbeobachtet sind. Daher halte ich es für richtig, wenn wir uns stets der Katesprache bedienen. Dazu gehört natürlich auch, daß wir Wilhelm mit dem Papuanamen Songangnu anreden.“

„Angenommen!“ nickte Silong. Im Katedialekt fuhr er fort: „Songangnu wird jetzt also mit mir das Lager der Fremden aufsuchen und beobachten. Ich denke, daß wir bis Mitternacht zurück sein werden.“

„Platz!“ befahl ich Armin, der sich sogleich gehorsam niedertat. „Und bleib schön hier, bleib!“ Ich wußte, daß der Hund jetzt auf keinen Fall mir nachkommen würde. Dann folgte ich Silong, der bereits aus der niedrigen Hüttentür ins Freie getreten war.

Unser Weg führte uns durch das Eingeborendorf. Zwischen den Hütten, die als Pfahlbauten aufgeführt waren, herrschte noch reges Leben. Bald waren wir von einer Schar Neugieriger umringt. Während Silong und ich untereinander Kate sprachen, verständigten wir uns mit diesen Melanesiern in dem dort an der Küste üblichen Idiom. Eigenartigerweise ist die Küste nämlich nicht von Papuas, sondern von melanesischer Bevölkerung besiedelt. Die Papuas als eigentliche Urbevölkerung Neuguineas sind ein Binnenvolk. Der Wald und das Bergland sind ihre eigentliche Heimat. Das Meer aber ist ihnen fremd geblieben bis auf den heutigen Tag. Anders die Melanesier, die den nach ihnen benannten, großen weiten Inselkranz bewohnen. Sie sind Kinder des Meeres. Mit ihren leichten und doch so seetüchtigen Fahrzeugen streifen sie über die Weite der See. Kein Wunder, daß sie auch die Küstengebiete Neuguineas in Besitz genommen haben.

Sie sind ein aufgeschlossenes Völkchen. Und mancher war auch damals schon unter ihnen, der die Welt des weißen Mannes kennengelernt hatte. Würden sie mich durchschauen? Aufmerksam forschte ich in ihren Mienen. Aber kein Gesicht verriet, daß sie in mir hinter der Maske des schlichten Papuas den Sohn eines weißen Mannes vermuteten. Ich darf sagen, daß ich beruhigt aufatmete, als wir weiterstritten. Die Mühe, die Silong auf mein Äußeres verwandt hatte, war nicht umsonst gewesen.

Die schmale Sichel des zunehmenden Mondes vermochte nicht, das Dunkel unter den Bäumen zu durchdringen. Doch erkannte ich an dem etwas lichterem Schimmer, der von links her durch die Stämme kam, daß dort der Jabin floß. Fast eine halbe Stunde mochten wir ihm aufwärts gefolgt sein, als Silong stehen blieb und mir zuflüsterte: „Zweihundert Schritt vor uns liegt das Lager der Fremden. Sobald wir um jene Buschcke treten, werden wir ihre Feuer sehen. Posten werden sie wohl kaum ausgestellt haben. Doch wollen wir vorsichtig sein, wenn wir uns anschleichen.“

„Und sollten wir doch entdeckt werden, so geben wir uns als einfache Kate aus, die auf dem Rückweg in die Heimat sind. Doch besser ist es, wenn wir nicht bemerkt werden. Hoffentlich gelingt es uns, so nahe heranzukommen, daß wir ihre Gespräche hören können. — Vorwärts also!“

Behutsam schlichen wir weiter. An einer zum Fluß vorspringenden Waldecke angekommen, schoben wir uns nach rechts hin unter den Büschen fort. Bald erreichten wir eine Stelle, von der aus das Lager gut zu übersehen war. Auf einer sandigen Bodenwelle, die der Fluß bei seinem Hochwasser zurückgelassen hatte, erhob sich ein Zelt. Aus dem mit einem Moskitonetz verhängten Eingang drang Lichtschein. Er verriet, daß die Bewohner des Zeltens sich wohl im Innern aufhielten. Mehr zur Seite hin brannten zwei große Feuer. Um die Moskitos fernzuhalten, hatte man grüne Zweige in die Flammen geworfen. Beißender Rauch zog über die kleine Lichtung. In seinem Schutz hatten die Farbigen sich niedergetan. Schwatzend und lachend saßen sie zusammen.

„Ich werde an das Zelt der Weißen schleichen“, flüsterte ich Silong zu. „Da die Büsche bis dicht an die Rückwand reichen, wird dies gar nicht schwierig sein.“

„Gut!“ gab Silong zurück. „Ich will dann versuchen, im Schatten jener Buschhütte, die anscheinend den Farbigen als Unterkunft dient, so weit vorzudringen, daß ich ihre Gespräche verstehen kann. Da sie nicht gerade leise sind, wird es mir wohl möglich sein, weit genug heranzukommen.“

„Wir treffen uns hernach hier wieder. Wer zuerst kommt, wartet auf den andern.“

Leise huschten wir auseinander.

Bald lag ich hart an der Rückwand des Zeltens. Zu sehen vermochte ich seine Bewohner nicht, dafür aber konnte ich sie um so besser hören.

„Möchte bloß wissen“, hörte ich eine etwas heisere Stimme, „wie lange Sterling uns noch hier warten läßt?“

„Er wird eben nicht so schnell an den deutschen Halbblutbengel herangekommen sein“, gab eine tiefe und sehr angenehme Stimme Antwort. „Du mußt bedenken, daß der Boy auf einer Missionsstation lebt, die fast unter den Augen des Distriktshauptmanns liegt. Da kann Sterling diesem kostbaren Knaben nicht so einfach ans Leder gehen. Die guten alten Zeiten sind vorbei. Heutzutage können wir nicht mehr so schalten wie früher. Eine einzige Unvorsichtigkeit von Sterling, und wir haben die Meute auf dem Hals.“

„Das gebe ich ja zu“, knurrte der erste. „Aber doch will es mir scheinen, als ob Sterling etwas zu bedächtig vorgeht. Überlege nur einmal, wieviel Zeit er vertrödelt hat: Vor acht Wochen erfahren wir endlich, wohin sich damals der Bengel, hinter dem wir auf Samoa her waren, gewandt hat. Schon vierzehn Tage später wurde Sterling auf seine Fährte gesetzt. Sein Auftrag war doch klar genug: Irgendwie diesen Boy, der uns noch im Wege ist, unauffällig aus der Welt zu schaffen. Und was tut er? Mit geradezu sträflicher Langsamkeit spioniert er dort herum. Was helfen uns seine schön abgefaßten Berichte, die er uns regelmäßig schickte? Ich glaube ihm ja, daß es nicht ganz einfach sein mag, den Boy aus der Missionsstation herauszuholen. Aber irgendwie mußte sich doch in diesen sechs Wochen eine Gelegenheit finden lassen!“

Einen Augenblick war es still. Dann ließ sich die angenehme Stimme wieder hören: „Laß Sterling nur machen! Du weißt, daß er immer vorsichtig und bedachtsam vorgegangen ist. Wenn er anders wäre, hätten wir schon längst Schwierigkeiten gehabt. Auch damals auf Samoa hat er doch geradezu vorbildlich gearbeitet. Kein Mensch kam auf den Gedanken, daß er es war, der die Perle erwischte!“

Fast hätte ich in diesem Augenblick laut aufgeschrien! Sterling war der Mörder meiner Mutter! Mit aller Willenskraft biß ich die Zähne aufeinander, um weiter zu lauschen.

„Na ja!“ lachte häßlich drinnen der andere. „Aber der Plan stammte doch von dir! Keiner von uns wäre auf diesen Gedanken gekommen, sozusagen auf einem Umwege den Burschen, der uns das ganze Geschäft verdarb, auszuschalten.“

„Und gleichzeitig seinen Besitz für uns erreichbar zu machen“, erklang ein wohl lautendes Lachen.

„Halt!“ widersprach der erste. „Noch ist die Sache nicht ganz nach unserem Plan gelaufen. Wohl haben wir die Alten zur Strecke gebracht, auch befindet sich die einzige noch vorhandene Heiratsurkunde in unserer Hand, aber noch haben wir das Besitztum selber nicht.“

„Nun ja“, gab der andere zu, „wer konnte voraussehen, daß jener Missionar sich als Vormund für den Bengel melden und Hand auf dessen väterliches Eigentum legen würde! Leider haben die Behörden in Apia der Versicherung dieses Himmelslotsen, er habe Beweise für die rechtmäßigen Ansprüche des Jungen, Glauben geschenkt. Ich möchte allerdings gerne wissen, wie er die Ehelichkeit des Bengels nachweisen will! Die Bark, auf der jene Trauung stattfand, ist verschwollen. Die einzige Urkunde haben wir. Und jener englische Missionar —“

„— trat gerade im rechten Augenblick seine Himmelfahrt an!“

„Nicht ganz zufällig!“ kam ein selbstgefälliges Lachen. „Mit ihm selber aber ließen wir auch das Heiratsregister und das Taufbuch verschwinden, in dem des Jungen Taufe eingetragen war.“

„Und standesamtlich war der Bengel nicht eingetragen?“

„Der Junge ist in einer unsicheren Zeit auf der abgelegenen Pflanzung an der Südküste Upolus geboren. So unterblieb die Anmeldung der Geburt zunächst. Und später konnte der Alte seine Heiratsurkunde nicht finden. Als er sich aber mit einem Anwalt in Verbindung setzte, um die Sache in Ordnung zu bringen, da schlugen wir zu.“

„Anscheinend gerade zur rechten Zeit! — Und ich meine, auch jetzt ist es wieder so weit, daß wir handeln müssen. Wer weiß, was jener Missionar für Schliche ersonnen hat, um dem Bengel das väterliche Erbe zu sichern! Ich meine daher, daß der Boy verschwinden muß.“

„Warte ab, was Sterling berichtet!“ gab der andere zurück. „Er wird den Brief ja erhalten haben und sich beeilen.“

„Hoffentlich! Lange dürfen wir hier nicht verweilen. Wenn der Distrikthauptmann auf uns aufmerksam wird, ist es mit unseren schönen Plänen vorbei.“

Ich hörte, wie er sich ärgerlich auf die Schenkel schlug. „Ist überhaupt jetzt eine elende Sache mit unserem Geschäft! Zwischen den Inseln dürfen wir uns gar nicht mehr sehen lassen. Nur hier im Innern Neuguineas können wir noch fischen gehen. Wochenlang muß man durch den Busch kriechen, um endlich einmal einen guten Fang



zu tun. Meist aber hat der Eingeborenen-Telegraf schon gewarnt, und die Dörfer sind leer. Wenn ich diese Palavertrommeln nur höre, wird mir schon übel!"

"Das wird diesmal anders sein, Gipsy! Ich habe mir unsere Marschroute nicht umsonst so zurechtgelegt. Wir gehen von hier aus durch die Saruwagedhalbinsel. Drüben an der Nordküste steigen wir aus den unbewohnten Bergen in die Hochtäler. Unangemeldet erreichen wir so die Dörfer. Die Gesellschaft wird nicht im Busch verschwunden sein."

"Ah, das also war deine Absicht! Dann lohnen sich allerdings die Strapazen. Ich muß sagen: Dieser Plan ist eines McAdam wirklich würdig!"

McAdam? schoß es mir durch den Sinn. Wo hatte ich schon diesen Namen gehört? Ah, da sprach er wieder:

"Ein anderer dürfte sich freilich einen solchen Plan auch nicht zutrauen. Er käme in dem noch gänzlich unerforschten Innern der Insel gewiß nicht weit und würde wohl bald im Kochtopf der Papuas landen! Ganz so, wie es den ersten Missionaren erging, die sich zu weit ins Land wagten. Ich aber kenne hier am Saruwaged Weg und Steg von meinen Jagdfahrten. Und in mehr als einem Dorf bin ich als der Paradiesvogeljäger gut bekannt."

Kaum konnte ich einen erstaunten Ausruf unterdrücken! Den Paradiesvogeljäger hatte ich vor mir. Wer hätte das geahnt. Überall erzählte man sich von diesem Mann und seinen oft tollkühnen Abenteuern. Und jetzt fiel mir ein, daß auch Vater König des öfteren seinen Namen erwähnt hatte. Freilich, darauf waren wir nicht verfallen, daß jener Mann, der in dem an Sterling gerichteten Schreiben Adam genannt wurde, der Paradiesvogeljäger sein könnte. Zu gut war der Ruf dieses Mannes, als daß wir ihn mit den Sharks hätten in Verbindung bringen können.

Erst in diesem Augenblick wurde mir deutlich, wie gefährlich das Unternehmen war, in das wir uns eingelassen hatten. Dieser Mann war gewiß ein Gegner, der nicht unterschätzt werden durfte. Er war mit der Wildnis vertraut. Und er war klug! Wie wäre es ihm sonst gelungen, Jahre hindurch seinen guten Namen zu wahren, obwohl er mit den Sharks zusammen arbeitete, möglicherweise gar deren Oberhaupt war?

Und zugleich begriff ich, wie es möglich war, daß diese Werber trotz allen Bemühungen der Behörden noch immer ihr Handwerk

trieben. Der Ruf des Paradiesvogeljägers deckte sie. Angesehen war er überall, gar mancher Expedition hatte er wertvolle Ratschläge erteilt, so manchem Forscher seltene Vögel und Beuteltiere verschafft, die jetzt als Schmuckstücke in Museen prangten.

Wer konnte da argwöhnen, daß dieser Mann mit den Werbern im Bunde stand, ihre Unternehmungen leitete und ihnen durch die Kenntnis des Landes und seiner Bewohner überhaupt erst ihr Treiben ermöglichte?

Doch aufgepaßt. Eben begann er wieder zu sprechen.

„Wir werden also unbehelligt bleiben, wenn wir die Route einhalten, die ich für den Marsch vorgesehen habe. Zunächst folgen wir dem Jabin aufwärts. Dann gehen wir nach Osten einen seiner Nebenbäche hinauf. Ich denke, daß wir in etwa acht Tagen die Gabelbrücken erreichen werden.“

„Die Gabelbrücken?“ unterbrach ihn der andere.

„Du wunderst dich über den Namen? Nun ja, er stammt von mir. Mir fiel kein besserer ein. Aber wenn du die Brücken siehst, wirst du verstehen, warum ich sie so nannte. Der Bach gabelt sich an der Stelle. Der schmale Eingeborenenpfad führt erst über die linke Gabel, dann hart an einer senkrecht aufsteigenden Felswand entlang zu einer zweiten Brücke, die den anderen Arm überquert. — Doch was soll ich dir das jetzt lange beschreiben. Du wirst es ja selber sehen.“

Hinter den Gabelbrücken wird dann allerdings das Gelände recht beschwerlich. Wir sind dann hart unter dem obersten Bergkranz des Saruwagedmassivs und halten uns immer an seiner östlichen Flanke.“

„Sag mal, ist das Saruwagedgebirge wirklich so hoch, daß ewiger Schnee auf ihm liegt?“ warf Gipsy ein.

„Nein“, lachte McAdam, „diese Annahme beruht auf einer Sinnes-täuschung. Man hat bei klaren Tagen die in der Ferne aufragende Kette weiß leuchten sehen. Daher vermutet man, sie trage auf ihren Gipfeln Schnee. Demnach müßten diese Berge sich über die Schneegrenze erheben, die in diesen Breiten etwa bei 5000 Metern liegen mag. Aber das ist Unsinn. Ich war selber schon dort oben und kann dir sagen, daß es dort keinen ewigen Schnee gibt. Wohl fällt hin und wieder etwas Schnee. Doch er vergeht, sobald er die Erde berührt.“

„Wie hoch mögen die Berge wohl sein?“

„Ich hatte keine Instrumente bei mir, um ihre Höhe genau bestimmen zu können. Doch schätze ich, daß die höchsten Erhebungen wohl 4000 Meter über dem Meeresspiegel liegen mögen.“

„O weh, das wird ja eine fürchterliche Kletterei werden!“ stöhnte Gipsy.

„Wir wollen ja nicht auf das eigentliche Hochplateau hinauf! Gleichwohl gebe ich zu, daß auch das Passieren der Gebirgsflanke alle unsere Kräfte verlangen wird. Hoffentlich halten es unsere Melanesier wenigstens aus, bis wir Ersatz für sie haben.“

„Sie sind das Gebirge nicht gewöhnt. Aber woher andere Träger nehmen?“

„Sobald wir das Dorf erreichen, in dem ich gut bekannt bin und das ich als Stützpunkt in Aussicht genommen habe, werden wir berggewohnte Papuas als Träger haben.“

„Und was wird mit den Melanesiern?“

„Soll mir gleich sein!“ lachte McAdam. „Ob sie hierher zurückfinden oder die Speisekarte der Papuas bereichern, kann uns kalt lassen.“

„Schlechtes Geschäft! Besser, wir könnten sie als Plantagenarbeiter verhökern!“

„Das geht leider nicht. Vergiß nicht, sie stammen hier von der Küste. Sie wissen, daß sie sich bloß an die Behörden zu wenden brauchen, um Beistand zu finden. Notfalls rücken sie einfach aus.“

Nein, mein Lieber, die Zeiten sind vorbei, da wir so bequem Arbeiter anheuern konnten. Heutzutage müssen wir uns schon nach Schwarzen umsehen, die dumm genug sind, um sich in der Fremde in ihr Schicksal zu ergeben. Jene Bergpapuas dort oben sind dafür gerade recht. Die melanesischen Träger aber sollen uns nur bis dorthin behilflich sein. Wenn wir mit den dort neu angenommenen Trägern über alle Berge sind, mögen die Papuas sich an ihnen ihr Mütchen kühlen.

Und vergiß mir das eine nicht: Kein Wort zu den Papuas von Arbeiteranwerbung! Wir wollen nur Träger haben, da die Melanesier erschöpft sind. Erst wenn wir in der Sangbucht bei unserem Schoner sind, lassen wir die Maske fallen. Dann sind die Träger in unserer Gewalt und müssen es sich wohl oder übel gefallen lassen, shanghai zu werden.“

„Das hast du dir recht pfiffig zurechtgelegt, McAdam. Doch nach diesem Streich hast du dort oben in jenem Dorf ein für alle Mal verspielt.“

„Neuguinea ist groß!“ lachte der Vogeljäger. „Ich habe keinen Grund, mich gerade dort noch einmal sehen zu lassen.“

„Aber der ganze Stamm wird die Verschwundenen von dir fordern.“

„Ich sehe wieder einmal, daß du die Verhältnisse dort im Inland nicht kennst. Was heißt Stamm? So bezeichnen wir die Volksgruppen, die nach unserer Meinung in Sprache, Kultur und Sitte ähnliche Züge aufweisen. Aber jetzt laß dir sagen, daß diese Eingeborenen nichts besitzen, was man als Stammesgefühl bezeichnen könnte. Das wilde Bergland riegelt die Papuas voneinander ab. Du wirst selber sehen, wie schwierig es ist, von einem Tal auch nur in das Nachbargebiet zu gelangen. Kein Wunder, daß in zwei Flußtätern, die vielleicht nur wenige Kilometer in der Luftlinie voneinander entfernt sind, völlig verschiedene Dialekte gesprochen werden und keinerlei Verbindungen zueinander bestehen. Höchstens zum Raub und zur Erlangung von Menschenfleisch sucht man gelegentlich einander heim. So kommt es, daß fast jedes Dorf mit den Nachbarn in Blutfehde liegt. Für uns kann das nur recht sein. Andernfalls sähe es mit unserem Geschäft noch schlechter aus, als es ohnehin ist.“

„Wird man da nicht auch uns feindlich begegnen?“

„Ein paar Schüsse genügen, die Papuas in den Busch zu vertreiben. Schußwaffen sind ihnen noch unbekannt und flößen ihnen daher einen Mordsrespekt ein. Übrigens sind sie gegen Fremde zunächst einmal nicht unbedingt feindlich. Man muß nur ihre Bräuche kennen und beachten. Gar mancher weiße Mann wäre nicht in den Kochtopf gewandert, wenn er mit den Rechtsanschauungen der Papuas besser vertraut gewesen wäre.“

„Zum Beispiel?“

„Nimm an, der weiße Mann passiert mit seiner Trägerkolonne ein Feld, das irgendwo am Berghang liegt. Es ist dicht vor der Ernte und die Feldfrüchte stechen dem Weißen, der seit Wochen von Konserven und Reis lebt, in die Augen. Endlich etwas Frisches! Mit der Selbstverständlichkeit des Weißen, dem ja die Welt gehört, nimmt er sich von dem Acker, was er für sich und seine Leute braucht.

Und dann wundert er sich höchlichst, wenn er am nächsten Tage einen Pfeil in den Rücken oder ein Steinbeil in den Schädel bekommt!

Er hat doch gar nicht gewußt, daß nach dem bei den Papuas gültigen Recht Feldraub zu den schwersten Verbrechen rechnet und mit dem Tode bestraft wird!

Das ist nur ein Beispiel. Ich könnte dir deren aber viele aufzählen. Verstehst du jetzt, warum man diese Papuas kennen muß, um mit ihnen zurecht zu kommen?“

Eine Pause trat ein. Da das Gespräch eine Wendung genommen hatte, die vermuten ließ, daß ich nichts für mich Neues mehr hören würde, trat ich vorsichtig meinen Rückzug an. Endlich erreichte ich wieder das Gebüsch, in dem ich mich von Silong getrennt hatte. Er wartete schon auf mich. Gemeinsam schlichen wir den Weg, den wir gekommen waren, zurück.

In der Hütte angelangt, gab ich Bericht von dem, was ich erfahren hatte. Zuerst wollte Saki gar nicht glauben, daß der angesehene Vogeljäger McAdam das Oberhaupt der Sharks sein sollte.

Doch Silong bestätigte meine Entdeckung:

„Auch ich habe es zuverlässig aus den Gesprächen der Träger entnommen“, sagte er. „Sie waren direkt stolz darauf, daß er sie als Träger angeworben hat. Anfangs hatte ich vor, mich heimlich an sie heranzumachen, um sie gegen ihn aufzubringen. Aber nach allem, was ich hörte, dürfte das vergeblich sein. Sie haben zu ihm vollstes Vertrauen. Sie brennen geradezu darauf, unter seiner Führung ins Papua-land zu ziehen. Sie rühmten sich jetzt schon der Heldentaten, die sie unter ihm vollbringen wollen, und des Ansehens, das sie danach hier in ihrem Dorf genießen würden. Von seinen eigentlichen Plänen freilich wissen sie nichts. Ihnen ist nur bekannt, daß man noch auf die Ankunft eines dritten Weißen wartet, um dann sogleich ins Innere aufzubrechen.“

Das ist alles, was ich feststellen konnte. Wie ihr seht, ist Songangnu glücklicher gewesen. Das Gespräch der beiden Weißen, das er belauschen konnte, hat uns wichtige Fingerzeige gegeben. Wir wissen jetzt den Weg, den die Fremden einschlagen wollen und können danach unsere Maßnahmen treffen.“

„Und das soll gleich geschehen!“ unterbrach ich ihn. „Wenn Sterling erst in drei oder vier Tagen kommt, ist noch Gelegenheit, die ganze Bande gleich hier festzusetzen. Saki, du bist ausgeruht. Laufe also sogleich an die Bucht hinunter und sieh zu, daß du ein Boot bekommst, mit dem du zur „Upolu“ hinüberfährst. Du berichtest sofort alles Kapitän Jansen und bittest ihn, dem zuständigen Distrikts-hauptmann von den Plänen der Haie Nachricht zu geben. Wenn dieser sich sehr beeilt, kann es gelingen, die Haie noch hier festzunehmen.“

Auch von der beabsichtigten Marschroute der Werber setzt du den Kapitän in Kenntnis. Ferner meldest du ihm, daß in der Sangbucht ein Schoner wartet, der die Träger McAdams dann weiter über See verschleppen soll.

Wir haben damit für alle Möglichkeiten vorgesorgt. Kommt Sterling früher als wir vermutet haben, so daß der Distriktshauptmann die Bande hier nicht mehr erreicht, dann heften wir uns an die Fersen dieser Werber. Der Hauptmann und Jansen aber mögen versuchen, den in der Sangbucht wartenden Schoner der Haie aufzubringen.

Sobald du alles ausgerichtet hast, kehrst du auf schnellstem Weg wieder hierher zurück. Doch ist es gut, wenn du darauf achtest, daß auch die Dorfbewohner nicht erfahren, zwischen wem du den Boten machst.“

Saki ergriff sein Gewehr, von dem er sich nicht zu trennen vermochte, und verschwand im Dunkel.

„Wir sind einen guten Schritt weitergekommen“, sagte Silong nach einer längeren Pause des Schweigens. „Du weißt jetzt, wer deine Mutter erstach, und auch wer den teuflischen Plan dazu ausheckte. Merkwürdig: Es ist derselbe Mann, der deinen und meinen Lebensweg kreuzte und in andere Bahnen lenkte. Mir nahm Sterling den Vater, ließ mich damit heimat- und ruhelos werden und schließlich bei der Mission eine neue Heimat finden. Dir nahm er durch die Ermordung der Mutter zugleich auch den Vater. Und auch du wurdest gerade dadurch zu dem Vater geführt, dessen Liebe uns niemand rauben kann. Weißt du: Ich bin nur ein einfacher Mensch. Aber wenn ich das alles überlege, so will es mir beinahe scheinen, als ob Anutu<sup>1)</sup> uns auf diesen verschlungenen Wegen absichtlich geführt hat. Vielleicht konnten wir ihn nur so finden.“

Das kleine Feuer war fast heruntergebrannt. So wird auch mein Leben einmal niedersinken, zog es mir durch den Sinn. Und nur ein wenig Asche wird davon künden, daß hier einmal sprühendes Leben zuckte. Und Nacht wird sein —. Aber ein neuer Schöpfungsmorgen kommt! Eine Stimme wird rufen: „Es werde Licht!“ Und ich werde Licht sein!

Ich griff einen Ast und stocherte in der letzten Glut. Ein Funkenregen stob auf. Einen goldenen Schein goß er über meine vorgestreckte Hand. War das meine Hand, die das verlöschende Feuer noch einmal schürte? Verwundert, als sähe ich sie zum ersten Mal, starrte ich sie an. Ein bewundernswertes Werk des Schöpfers! Greifen konnte sie und loslassen, hart zupacken und zart tastend den Linien des Astes,

---

1) Gott

den sie hielt, folgen. Wunden schlagen konnte diese Menschenhand, tödliche Wunden! Und streicheln konnte sie und liebkosen!

Die Flamme erstarb. Nur ein matter Schein glomm noch unter grausilbriger Asche. Meine Hand schien zu welken. Härter traten die Knöchel hervor, über die weiche Haut sich spannte. Im fliehenden Licht schien sie zu schrumpfen. Eine verkrampfte Totenhand schien es mir jetzt, die den Ast umspannte. Jäh spreizte ich die Finger. Der Ast fiel auf den letzten glimmenden Funken und löschte ihn aus. — Wie ein schwarzes Tuch fiel das Dunkel über mich.

Ein leises Knurren Armins riß mich aus der Versunkenheit. Hatte ich geträumt, geschlafen? Ein Schatten war vor der hellen Fläche des Himmels, der die Tür der Hütte füllte. Ein Fremder? Ich faßte nach dem Hund. Doch der hatte den Kopf ruhig wieder auf die Vorderläufe gelegt. Ein leises Klopfen seiner Rute verriet, daß er durch Wedeln einen guten Bekannten begrüßte.

„Seid ihr noch wach?“ kam da auch schon Sakis Stimme. In wenigen Worten unterrichtete er uns davon, daß er seinen Auftrag ausgerichtet hatte. „Sogleich wird Kapitän Jansen Anker lichten und zum Distriktsamtmannt fahren. Doch drei oder vier Tage wird es wohl dauern, bis er mit diesem wieder hier eintreffen kann. Falls er den Beamten nicht auf seiner Station antrifft, würde sich die Rückkehr natürlich noch mehr verzögern. Aber selbst, wenn er hier zu spät kommt, auf jeden Fall wird er dafür sorgen, daß drüben in der Sangbucht der Schoner der Werber aufgebracht wird. Wenn die Haie vor der Ankunft des Distrikthauptmanns aufbrechen, sollen wir ihnen unauffällig folgen. Doch sollen wir möglichst keine Eigenmächtigkeiten begehen. Ihr Schicksal wird sie drüben in der Sangbucht schon ereilen.“

Beruhigt legten wir uns nieder. Wir wußten, daß auf Jansen Verlaß war.

## UNTER KANNIBALEN

Die nächsten beiden Tage vergingen damit, daß wir umschichtig das Lager der Werber beobachteten. Doch am dritten Tage trat das Ereignis ein, das unsere Hoffnung, die Werber hier noch fassen zu können, vereitelte. Es war gegen Mittag. Silong war unterwegs, um die Fremden nicht aus den Augen zu lassen. Da tönte aus der Ferne der dumpfe Klang einer Palavertrommel herüber. Sogleich verstummte unser Gespräch. Ngago aber trat, um besser hören zu können, vor die Hütte. Er hatte bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr bei seinen Stammesgenossen in der Wildnis gelebt. Ja, wir wußten, daß sein Vater der Trommler seines Dorfes gewesen war, und dem Sohn die Kenntnis der Trommelsprache weitergegeben hatte.

„Eine geheimnisvolle Sache ist diese Trommelsprache“, sagte ich leise zu Saki, der neben mir im Innern der Hütte saß. „Ich werde beim besten Willen nicht schlau aus diesen wildwirbelnden Rhythmen. Ich habe schon bei meinem Vater das Morsen gelernt. Aber dies scheint mir viel schwieriger.“

„Die Trommelsprache hat mit dem Morsen nichts gemeinsam“, schüttelte der Unteroffizier den Kopf. „Du weißt, ich habe bei unserem Mitonar Schreiben und Lesen und dann beim Massa Haumann das Winken mit Hilfe von Signalflaggen gelernt. Beim Winken gibt man jeden einzelnen Buchstaben durch ein besonderes Zeichen wieder“

„Beim Morsen auch!“ fiel ich ein.

„Ich dachte es mir schon. Doch sieh, in der Trommelsprache ist es ganz anders. Ich beherrsche sie selber nicht, aber von Ngago weiß ich, daß immer eine Gruppe von Wirbeln und Schlägen einen ganz bestimmten Sinn hat. Daher kommt es auch, daß die Papuas selbst dann, wenn sie voneinander abweichende Dialekte sprechen, mit Hilfe der Trommelsprache sich verständigen können. Die Bedeutung der Trommelzeichen liegt fest, unabhängig von der Sprache.“

„Ah, das ist wirklich interessant. Dann darf man ja sagen, daß diese Trommelsprache nicht nur ein Nachrichtenmittel ist, sondern geradezu



eine über den Einzelstamm hinausgehende, die Völker verbindende Bedeutung hat."

"Allerdings!" nickte Saki. "Die Trommel ist die Brücke, auf der die Stämme über trennende Berge und Sprachgrenzen hinweg einander begegnen. Ubrigens gibt es noch eine zweite Einrichtung, die dafür sorgt, daß die Stämme in ihren Fehden und Kriegen nicht gänzlich auseinanderfallen."

"Du meinst die Gastfreunde?"

"Du kennst diesen Brauch?"

"Silong erzählte mir davon. Wenn ich es richtig behalten habe, ist es so, daß die Dörfer untereinander junge Leute austauschen, die bei ihren Gastgebern die Sprache erlernen und fortan zwischen den Stämmen vermitteln. Sie gelten als Gastfreunde und sind in jedem Falle unantastbar, selbst wenn das Dorf, in dem der Gastfreund lebt, mit dessen Heimat in Blutfehde gerät."

"Du hast gut aufgepaßt, Songangnu", lächelte Saki. "Ngagö selber ist ein Jahr lang als ein solcher Gastfreund bei einem Nachbarstamm gewesen. Er kennt die Bräuche und auch die Zeichen, mit denen Gastfreunde sich zu erkennen geben, um sich auf ihre Unverletzlichkeit zu berufen. Wer weiß, wozu uns das gut sein kann!"

"Also sind diese Papuas doch nicht ganz wild", stellte ich fest. "Auch sie haben ihre festen Sitten und diplomatischen Bräuche."

"Und doch sind sie echte Kannibalen", warf der braune Unteroffizier mit einer verächtlichen Handbewegung hin. Ich verbiß ein Lächeln. Saki war ein Musterbeispiel für jene, die selber in der Wildnis aufgewachsen sind, dann aber, wenn sie etwas von den Sitten und Anschauungen des weißen Mannes gelernt haben, verächtlich auf die herabschauen, die noch das sind, was sie selber einmal waren. Mit Stolz hatte Saki drüben auf der Station die Schulterstücke eines Unteroffiziers getragen. Mit Vorliebe flocht er deutsche Redewendungen, die nicht immer ganz sinngemäß waren, in seine Gespräche. Und unnachahmlich war die würdevolle Herablassung, mit der er als Dolmetscher zu palavern geruhte. Und wenn er in Zweifelsfällen eine letzte Entscheidung traf, dann spürte man, daß er sich voll und ganz bewußt war, "im Namen des Deutschen Reiches" zu handeln. Dabei war er in jeder Weise zuverlässig und besonnen, seinem Massa Hau- mann aber treu ergeben. Furchtlos hatte er in mancher heiklen Situation seinem weißen Herrn zur Seite gestanden.

Ja, unser Saki war ein ganzer Kerl. Sollte ich ihm da seinen einzigen Fehler, die Überheblichkeit gegenüber den „Wilden“, ankreiden? Er hatte schon ein gewisses Recht, stolz zu sein. Gewiß verdankte er sehr viel dem Missionar und dem tüchtigen Kolonialbeamten. Aber eins war schon immer in ihm gewesen, seine Ehrlichkeit und die sich selbst aufopfernde Treue! Da war sein Stolz schon etwas anderes als jene hohle Aufgeblasenheit, die ich so oft bei Boys beobachtet habe, die verlogen vor einem weißen Mann katzbuckeln und dann, wenn sie gelernt haben, eine Konservenbüchse von einer Unterhose zu unterscheiden, ihre eigenen Stammesgenossen nur noch „Kanaker“ nennen.

Meinen Gedanken folgend hatte ich nicht darauf geachtet, daß der Klang der Trommeln verstummt war.

„Ein weißer Mann kommt die Küste entlang“, meldete Ngago, indem er sich neben uns niederhockte. „Er fährt in einem Auslegerboot, das von zwei braunen Männern gesteuert wird. Er hat die letzte Nacht in einem Dorf verbracht, das eine Tagesreise weit westlich liegt und wird wohl gegen Abend hier eintreffen. Nach der ziemlich genauen Beschreibung kann dieser weiße Mann kein anderer als der erwartete Sterling sein.“

Noch bei Tageslicht traf Sterling, der sich anscheinend sehr beeilt hatte, an der Jabinmündung ein. Aus der Ferne beobachteten wir, wie er mit seinen beiden Begleitern an Land kam und das Lager der Werber aufsuchte. Spät abends kam Ngago, an dem diesmal die Reihe gewesen war, das Lager der Fremden im Auge zu behalten, zurück und meldete:

„Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß man morgen früh aufbrechen will.“

„Dann wollen auch wir uns niederlegen“, meinte Saki. „Die Wahrscheinlichkeit, daß die ‚Upolu‘ noch zur rechten Zeit zurückkehrt, ist gering. Immerhin werde ich in aller Frühe an die Bucht eilen. Sollte Jansen doch schon mit dem Distriktshauptmann da sein, so kann es uns vielleicht gelingen, die Werber noch im Aufbruch zu überraschen.“

Doch Sakis Weg am andern Morgen war vergeblich. So machten wir uns zum Marsch fertig. Da wir ja schon damit gerechnet hatten, den Werbern ins Inland folgen zu müssen, ging unser Aufbruch rasch vonstatten. Schnell stellte es sich heraus, daß die Vorsicht, mit der wir uns dem Lagerplatz der Sharks genähert hatten, überflüssig gewesen war. Nur das niedergetretene Gras und die verstreuten Aschen-

reste verrietten, daß hier eine größere Schar Menschen für einige Tage gehaust hatte.

Unserem mit der Wildnis vertrautem Blick fiel es nicht schwer, der Spur zu folgen. Und selbst wenn es später über felsiges Terrain gehen sollte, wir hatten ja Armin bei uns, der auch da die Fährte halten konnte.

Über die nächsten Tage ist nichts Besonderes zu vermelden. Wir hielten uns immer hinter den Werbern. Wiederholt geschah es, daß wir ihnen im dichten Wald so nahe kamen, daß wir ihre Stimmen vor uns hören konnten. Doch bald wurde das Gelände schwieriger. Schon längst hatten wir die letzten Palmen hinter uns gelassen. Auch hier am Fuße des Saruwagedmassivs beobachtete ich, was mir schon drüben im Markhamhinterland aufgefallen war, daß die Kokospalme Küstenklima verlangt. Schon am zweiten Tage hatten wir nur vereinzelte Horste dieses stolzen und nützlichen Baumes angetroffen. Jetzt waren ihre hochragenden Wedel ganz aus dem Landschaftsbilde gewichen. Dichtester Urwald bollwerkte um uns.

Wir konnten nicht umhin, McAdam alle Hochachtung zu zollen für die Geschicklichkeit, mit der er seinen Weg wählte. Mitunter folgte er stundenweit den schmalen Fußpfaden der Eingeborenen. Doch erkannten wir bald, daß er dabei sorgsam die Dörfer vermied und immer rechtzeitig seitlich abbog, sobald er eines vor sich wußte. Mit großer Umsicht verstand er es dabei, den Weg stets so zu wählen, daß er die Kräfte seiner Leute möglichst schonte. Bald ging es auf hohem Berggrat dahin, dann wieder bog die Spur zum Fluß hinab, um diesem zu folgen, soweit eine Aue dazu Gelegenheit bot.

Nicht immer folgten wir den Umwegen, die McAdam um die Dörfer machte. Sooft es nötig war, suchten wir die Eingeborenen auf, um uns Proviant einzuhandeln. Während wir anfangs sowohl Eß- wie auch Kochbananen reichlich erhalten konnten, waren wir später, als wir ins eigentliche Bergland kamen, auf Taro und Yam angewiesen. Hin und wieder kauften wir auch Zuckerrohr, Mango, Feigen und Sago. Zahlreiche Wildfrüchte bereicherten unsere Speisekarte. Wenig brachte uns dagegen die Jagd ein. Nur gelegentlich kamen wir auf eins der Beuteltiere oder einen Vogel zu Schuß. Einmal gelang es Ngago, einen Eber durch einen gut gezielten Pfeil zu erlegen. Solches Jagdglück ist aber selten. Wehe dem, der meint, sich im Urwald von der Jagd ernähren zu können! Wohl gibt es jagdbares Wild, aber überaus schwer ist es, in dem dicht bewachsenen Gelände in Schußweite zu kommen.

Das ist auch der entscheidende Grund dafür, daß die Bergpapuas sich vorwiegend durch Fallenstellen Fleisch verschaffen. Zu dieser, viel Zeit und Geduld erfordernden Jagdweise aber hatten wir keine Möglichkeit.

Leider hielt uns das Einhandeln von Lebensmitteln meist länger auf, als uns lieb sein konnte. Oft kamen wir erst nach langem Feilschen und Palavern zu den von uns begehrten Dingen. Nicht, weil die Papuas uns übervorteilen wollten, nein, einfach weil es nun einmal so Sitte ist, zogen sich die Verhandlungen mitunter stundenlang hin. War endlich der Handel abgeschlossen, dann galt es, die verlorene Zeit wieder aufzuholen.

Und dabei war dieser Marsch ohnehin schon anstrengend genug. Wer dieses Land nicht kennt, kann sich kaum eine Vorstellung von seiner wilden Zerrissenheit machen. Tief eingesägt sind die Gewässer, die dem Meere zueilen. Nirgends findest du einen Teich oder gar einen See mit stehendem Wasser, der dir dein Spiegelbild zuwerfen könnte. In schroffen und mitunter kaum ersteigbaren Terrassen steigt das Bergland an. Ich verstand es erst jetzt richtig, woher es kam, daß die Karten des Landes meist mehrere, der Küste parallele Bergzüge verzeichneten, hinter denen flaches Hochland vermutet wurde. Gewiß kam das daher, daß die ersten Europäer, die ins Inland vorzudringen versuchten, sich plötzlich vor diesen schroff ansteigenden Höhen befanden. Lag es nicht nahe, daß sie diese bereits als die Bergketten ansprachen, deren Zinnen sie bei klarem Wetter von der See aus gesehen hatten? Mußten sie nicht vermuten, daß nun, da sie die Berge schon so nahe der Küste erreicht hatten, dahinter ein weites ebenes Hochland lag?

Nun, da die erste steile Terrasse hinter uns lag, erkannte ich, daß wir nur erst eine Stufe erklimmen hatten, hinter der eine zweite und, wie ich erst später sah, noch ein dritte oder gar vierte sich erhob.

Da die Bäche sich im Laufe der Jahrtausende ihr Bett tief ins Gestein geschnitten hatten, war auch das Gelände, das ich eben als Stufe bezeichnete, alles andere als eben. Selten führte der Weg auf längere Strecken hin auf gleicher Höhe. Immer wieder ging es in schwindelnde Tiefen hinab und jenseits über Hunderte von Metern ebenso steil empor. Oft war unser Vorwärtskommen kein Gehen mehr, sondern ein Rutschen, Gleiten, Klettern und Kriechen. Alle Gewandheit und Kraft verlangte das Gelände uns ab. Ja, wenn wir wenigstens die Hände frei gehabt hätten! Aber wir hatten unsere Lasten und die

Waffen zu tragen. Unser einziger Trost war es, daß den die Berge ungewohnten Trägern der Verfolgten dieser Marsch noch größere Schwierigkeiten bereiten mußte.

Wenn wir abends erschöpft Halt machten und uns eine Buschhütte zurechtschlugen, dann wanderte wohl der Blick vom hohen Berggrat zurück. Stunden um Stunden waren wir marschiert und geklettert. Und dort hinter uns lag fast in greifbarer Nähe jener Höhenzug, auf dem gestern unser Lager gewesen war!

Jäh führte die Fährte jetzt bergab. Wieder erwies es sich, wie gut es gewesen war, daß wir den Hund mitgenommen hatten. Mit ruhiger Sicherheit wies er uns den Weg, den McAdams Truppe eingeschlagen hatte. Nach Stunden mühseligen Abstiegs tauchten wir in die dumpfe Schwüle eines Auwaldes. Und plötzlich tat sich eine sanft gewellte Fläche vor uns auf, deren Weite dem Auge nach all den wilden Bergkonturen direkt wohl tat.

Ngago, der an der Spitze geschritten war, verhielt den Schritt.

„Hier bin ich schon gewesen“, sagte er, indem er seine Last vom Kopf hob und zur Erde gleiten ließ. „Jetzt weiß ich auch, welchen Weg die Fremden einschlagen wollen. Hinter diesem Grasland treffen wir wieder auf den Jabin. Und gerade in der Richtung, auf die diese Spur dort weist, liegt die Einmündung eines starken Nebenbaches. Und nun, da ich weiß, welche Gegend McAdam gemeint hat, kann ich auch sagen, daß ich die Flußübergänge kenne, die er als Gabelbrücken bezeichnet hat. Wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, werden wir die Brücken übermorgen erreichen.“

Auch wir hatten uns niedergelassen, um Atem zu schöpfen.

„Wäre es nicht vielleicht ratsam, wenn wir uns vor die Werber setzten?“ warf nach einer Weile Saki hin. „Bisher sind wir McAdam gefolgt, weil wir die Richtung nicht kannten, in die er strebte. Nun aber, da Ngago das Land kennt, meine ich, es sei besser, die Werber zu überholen und ihnen voranzumarschieren.“

„Der Gedanke ist nicht schlecht“, stimmte Silong zu. „Wir kommen schneller voran als die Fremden, denen das Klettern ungewohnt ist. Wie oft haben wir warten müssen, weil wir zu nahe an sie gekommen waren.“

„Und wie leicht hätte es passieren können, daß wir unvermutet so dicht aufrückten, daß sie uns bemerkten! Was aber hätten wir als Ausrede vorbringen können, wenn sie uns stellten und nach dem

Grund unseres Nachfolgens fragten? Außerdem bestand doch immer die Gefahr, daß sie dann mich oder zumindest den Hund erkannten!"

Silong nickte mir zu. „Songangnu hat recht. Sind wir ihnen voran, so können wir frisch darauflos marschieren und allabendlich einen günstigen Lagerplatz suchen, von dem aus wir in Sicherheit ihr Nachrücken beobachten können. Und sollte es doch einmal eintreffen, daß sie auf uns stoßen, so geben wir uns eben als Papuas aus, die hier in der Gegend wohnen. Da sie uns nicht auf ihrer Fährte gefunden haben, werden sie nicht auf den Gedanken kommen, daß wir ihnen von der Jabinmündung aus nachgefolgt sind.“

Nach kurzer Beratung waren wir uns einig. Wir folgten also nicht mehr der Fährte, die vor uns über die gewellte Fläche lief, sondern schlugen eine Richtung ein, die etwas nördlicher wies.

„Wir werden vor ihnen den Jabin erreichen“, erklärte Ngago. „McAdam macht mit seinem Trupp einen Bogen nach rechts, um ein Dorf zu vermeiden, das dort oben am nördlichen Rande der freien Fläche liegt. Wir aber können unbesorgt geradeaus marschieren. Werden wir vom Dorf aus gesehen und durch die Bewohner gestellt, so geben wir uns als Gastfreunde aus, die wieder in die Heimat ziehen. Ich versichere euch, daß daraufhin niemand uns feindlich entgegentreten wird.“

Rasch schritten wir aus. Nach etwa einer Stunde sahen wir das von Ngago erwähnte Dorf links über uns am Hange liegen. Ohne Zweifel hatte man uns gesehen. Deutlich erkannten wir, wie eine Reihe dunkler Gestalten im Laufsritt uns den Weg zu verlegen suchte. Wir ließen uns dadurch nicht beirren, sondern zogen unverdrossen weiter. Es dauerte nicht lange, so hatten sie uns überflügelt. Hinter einer Bodenwelle kamen sie uns aus den Augen.

„Sie werden uns kurz vor dem Waldrand stellen“, sagte Saki, der als Soldat die Absichten der Papuas wohl richtig beurteilte.

„Macht nichts!“ beruhigte ihn Ngago. „Ich sagte ja, daß ihr mich mit ihnen verhandeln lassen sollt.“

Trotzdem schlug mir das Herz doch etwas schneller, als der Waldrand vor uns nach einer letzten Geländefalte wieder sichtbar wurde. Was nun, wenn ohne vorherige Warnung die Pfeile zischten?

Etwa hundert Schritte vor dem Waldrand verhielt Ngago den Schritt, legte die Hände an den Mund und stieß einen durchdringenden Schrei aus. Hohl warf der Wald das Echo zurück. Doch da erhob sich keine zehnte Schritte vor uns eine dunkle Gestalt aus dem hohen

Grase. Der Papua hob die flache Hand empor und stieß, uns allen sichtbar, die Lanze in den Boden. Und nun tauchten rechts und links braune Gesichter auf. In lang auseinandergezogener Kette hatten die Papuas im Grase gelegen, um uns zu erwarten.

Auf das Friedenszeichen ihres Anführers hin hielten sie ihre Waffen gesenkt, als sie zu uns traten. Nach wenigen Worten Ngagos war der Friede gesichert.

„Kate seid ihr, die in einem Burrumdorf als Gastfreunde waren? Seid willkommen in unserem Dorf! Wir werden euch zu Ehren einen Schweinemarkt halten und unsere fettesten Hunde schlachten!“

Nur mit Mühe konnten wir uns ihrer Einladungen erwehren. Als Zeichen besonderen Wohlwollens betasteten sie unsere Leiber und Gesichter. Ein Glück, daß unsere dunkle Hautfarbe echt war!

Als sie uns immer wieder drängten, sie in ihr Dorf zu begleiten, kam mir ein Gedanke. „Wir würden gerne mit euch gehen“, sagte ich. „Doch dort im Süden marschieren drei weiße Männer, die mit einer Schar Melanesier die Dörfer unseres Stammes überfallen wollen. Wir müssen ihnen zuvorkommen, um die Unseren rechtzeitig zu warnen.“

Der Häuptling sah mich fragend an. Dann schüttelte er den Kopf: „Weiße Männer? Ich habe solche noch nie gesehen, nur von ihnen gehört. Sind die weißen Männer alle böse?“

„Nein“, erwiderte ich, „die meisten weißen Männer sind gut. Besonders die, die in einem Haus wohnen, auf dem ein Kreuz ist. Aber jene drei dort wollen unsere jungen Männer fangen und hinunter ans große Wasser schaffen, um sie dort zur Arbeit zu verkaufen.“

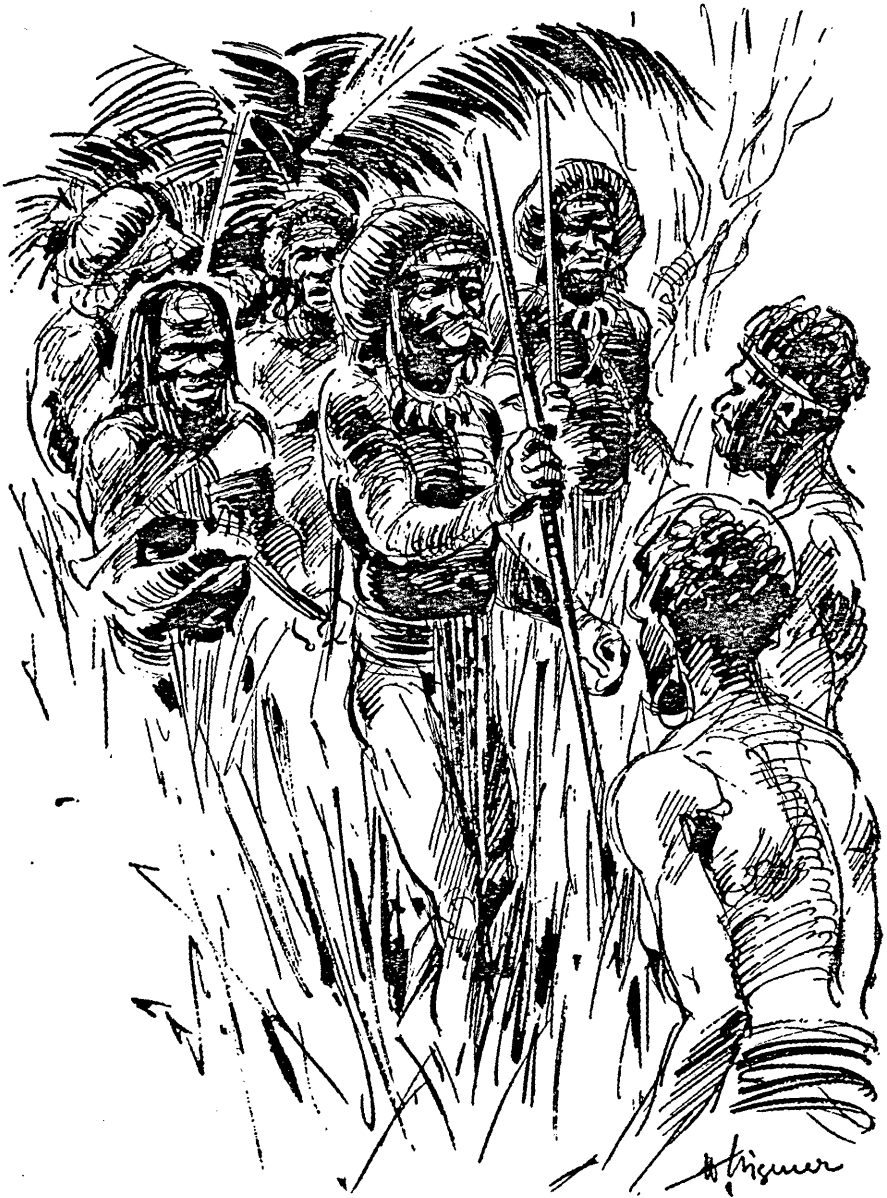
Unwillig schüttelte der dürre Alte den Kopf, daß die Eberzahnkette, die er um den Hals trug, leise klirrte. „Wieviele Küstenleute haben die drei Weißen bei sich?“ wollte er wissen.

„Zweimal beide Hände“ gab ich ihm Auskunft.

Er sann einen Augenblick nach. „Wir werden euch helfen, sie zu töten“, sagte er dann entschlossen. „Ihre Leichen werden wir unseren Weibern geben.“

Ein Schauer lief mir über den Rücken. Mit welcher Selbstverständlichkeit sprach dieser Mensch davon, die erschlagenen Feinde aufzufressen zu lassen!

Schon wollte ich scharf erwidern, da fiel mir Silong ins Wort, der wohl befürchtete, ich könnte mir die Feindschaft dieser Papuas zuziehen.





„Du weißt nicht“, wandte er sich an den Alten, „daß die weißen Männer Donnerstöcke besitzen, aus denen sie den Blitz schicken können. Wenn wir sie in offenem Kampf besiegen wollten, müßten wir ihnen an Zahl weit überlegen sein. Und auch dann noch würden viele der Unseren durch ihren Donnerzauber getötet werden.“

Mit großen Augen starrte der Dorfhäuptling uns an. „Sie haben einen großen Zauber und können den Blitz schleudern?“ stieß er endlich hervor.

„Ja“, erklärte ich ihm, „sie haben Stöcke, in denen das Feuer des Blitzes wohnt. Und wen dieser Blitz trifft, der fällt tot zu Boden.“

„Einen solchen Zauber habe ich noch nicht gesehen. Er muß sehr stark sein. Aber wie wollt ihr ihm denn begegnen?“

Jetzt half es nichts. Wollten wir diesen Verbündeten nicht schnell wieder verlieren, so mußten wir ihm Vertrauen einflößen. Zugleich aber mußten wir darauf bedacht sein, ihm so viel Respekt vor uns einzuflößen, daß wir ihm später seine kannibalischen Gelüste ausreden konnten.

Ich winkte Saki. „Siehst du den Stock, den dieser Mann trägt?“ Neugierig trat der Häuptling heran und streckte die Hand nach Sakis Gewehr aus. „Das ist ein solcher Donnerstock.“ Erschrocken fuhr er zurück. „Wenn wir ihn seine Stimme erheben lassen“, erklärte ich weiter, „fällst du mit einem Loch im Kopf um.“

Abwehrend erhob er die Hände und sah sich nach einer Fluchtmöglichkeit um.

„Du brauchst keine Furcht zu haben“, ergriff ich ihn am Arm. „Wir werden diesen Stock nur gegen die Fremden reden lassen. Und nun sieh noch hier!“ Ich griff unter meinen Lendenschurz, unter dem ich in einem verborgenen Futteral eine Pistole trug, die mir Hauptmann Dettmer gegeben hatte. „Das ist ein kleiner Donnerstein. Aber aus ihm kann der Blitz schnell hintereinander immer wieder sprechen. Meinst du nun noch, daß wir uns vor den Fremden fürchten müßten?“

„Ihr müßt einen ganz großen Zauberer haben, daß ihr den Donner in euren Dienst zwingen könnt!“ brachte der Alte hervor.

„Wir haben keinen großen Zauberer“, erwiderte ich. „Aber wir kennen den Gott, dem der Donner und der Blitz gehorchen. Er hat seinen Kindern viele Kenntnisse gegeben. Und er will, daß sie den Donner nur gegen die Bösen gebrauchen.“

„Wir sind nicht böse!“ stieß der Alte schnell heraus. „Die weißen Männer, die gekommen sind, unsere Jungen wegzuführen, sind böse.“

Fast mußte ich über die kluge Diplomatie des alten Schlaukopfes lachen. Doch hier hieß es, ein Eisen schmieden, solange es warm war. „Gewiß, die Männer, von denen wir euch erzählten, sind sehr böse. Darum wird der große Gott sie auch bestrafen.“

„Wie heißt denn der Gott, den ihr kennt?“ wollte er jetzt wissen.

„Er heißt ganz einfach Anutu.“

„Du mußt mir mehr von ihm erzählen!“

„Das will ich gerne tun, wenn du bei uns bleibst“, nickte ich ihm zu.

Nachdenklich sah er vor sich hin. „Ich will mit meinen Männern reden“, sagte er endlich. Er winkte den Seinen und trat mit ihnen zur Seite.

„Das hast du sehr geschickt gemacht, Songangnu“, bemerkte Silong in der Katesprache. „Ich glaube, daß der Alte seine Leute überredet, mit uns zu ziehen.“

„Und dafür, daß er nicht übermütig wird, ist auch gesorgt“, lächelte Saki.

„Ja“, fiel Ngago ein, „er scheint vor unserem Gott, der dem Blitz und dem Donner gebietet, allen Respekt zu haben.“

„Wenn er bei uns bleibt, soll er Anutu nicht bloß fürchten, sondern auch lieben lernen“, erklärte ich meine Absicht. „Wir müßten uns schämen, wenn wir diesen Menschen als Dank für ihre Hilfe nicht das geben wollten, was das Beste ist: die Miti!“

„Und sie haben die Miti wahrhaftig nötig!“ nickte Silong. „Ihr Leben besteht aus einer großen Furcht, der Furcht vor den Geistern. Songangnu, ich sah, wie du schon aufbrausen wolltest, als der Alte vom Auffressen der besiegten Feinde sprach. Vergiß nicht, daß der Grund für den Kannibalismus dieser Leute in ihrem Geisterglauben liegt.“

„Das kann ich nur bestätigen!“ fiel ihm Saki ins Wort. „Ich denke an die ersten Jahre zurück, die ich unter unserem Massa Haumann diente. Wie oft haben wir da gegen die Dörfer, in denen Menschenfresserei vorkam, Strafexpeditionen unternommen. Und stets war es vergeblich. Sie ließen nicht von dieser Unsitte. Bis wir endlich dahinter kamen, daß diese furchtbare Unart ein Stück ihres Glaubens war. Ich entsinne mich noch, wie wir einmal einen Papua auf frischer Tat ertappt hatten. Massa Haumann nahm ihn sich vor, und ich machte den Dolmetscher.“

Siehst du nicht ein, daß es häßlich ist, den erschlagenen Feind zu fressen? mußte ich den Papua fragen.

Doch der sah mich ganz erstaunt an und erwiderte endlich: Es ist eine gute Tat.

Warum?

Nun, dadurch geht doch sein Geist in meinen Leib über und braucht nicht ruhelos durch die Lüfte zu irren! sagte der Mann. Außerdem, erklärte er weiter, wohnt nun seine Kraft in mir!

Da wurde uns deutlich, daß man den Kannibalismus nicht mit Strafexpeditionen bekämpfen kann. Man muß diese Menschen von ihrem Zauber- und Geisterglauben erlösen. Dann lassen sie von selbst von der Menschenfresserei.

Darum haben wir uns gefreut, als der Mitonar kam. Wo die Miti hinkommt, da hört der Kannibalismus auf."

Ich wünschte damals schon, daß die Worte Sakis von all denen gehört werden könnten, die so schnell immer dabei sind, auf die Mission zu schelten.

Nur mit einem stillen Lächeln kann ich an ein Erlebnis zurückdenken, das ich einmal Jahre später hatte. Ein Pflanzer, der frisch aus Europa gekommen war, weilte zu Besuch auf unserer Station im Urwald. Er verfügte nicht nur über eine erstaunliche Körperfülle, sondern auch über eine mindestens ebenso reichliche Portion Taktlosigkeit. Jedenfalls verbreitete er sich in Gegenwart einiger meiner Braunen über die Unsinnigkeit der Missionsarbeit. Da sah ihn ein Dorfältester, der weiter unten am Tisch saß, mit hintergründigem Blick an und sagte, indem er mit offensichtlichem Wohlgefallen die rundlichen Formen meines Nachbarn ins Auge faßte: „Ja, ja, es ist ein Jammer, daß wir die Miti angenommen haben. Wenn ich so daran zurückdenke, wie es früher bei uns war, dann läuft mir beim Anblick des weißen Mannes noch nachträglich das Wasser im Munde zusammen!“ Ich weiß noch, daß der Pflanzer es plötzlich sehr eilig hatte, sich zu verabschieden.

Ganz genau erinnere ich mich, daß in jener Stunde, da wir dort auf dem Grashochland mit den Papuas verhandelten, zum ersten Mal in mir der Gedanke aufstieg: Du mußt diesen Menschen helfen! Du kennst ihre Sprache und ihre Sitten. Du hast ihr Vertrauen, da du von ihrer Farbe bist. Wieviel leichter als dem weißen Missionar muß es dir werden, ihnen die Miti nahe zu bringen!

Ich wurde durch den Dorfhauptling aus meinem Nachdenken gerissen. An der Spitze seiner Krieger trat er zu uns: „Wir werden mit euch gehen, um die fremden Männer zu fangen. Als Belohnung ver-

langen wir alles, was sie bei sich haben. Bloß mit den Donnerstöcken wollen wir nichts zu tun haben. Die mögt ihr euch nehmen."

Im Eilmarsch ging es weiter. Es kam uns sehr zu statten, daß unsere neuen Verbündeten mit Weg und Steg vertraut waren. Als wir den Zusammenfluß des Jabin mit seinem Nebenbach erreichten, konnten wir sicher sein, den Werbern den Vorsprung abgewonnen zu haben. Auf schmalen Eingeborenenpfaden ging es weiter, bald an hohem Berggrat entlang, bald dicht am tosenden Wasser des Baches dahin. Erst als die Sonne im Westen versank, machten wir Halt. Wir waren den Sharks gewiß um mehrere Marschstunden voraus.

## MIT EINEM BLAUEN AUGE . . .

Im sicheren Gefühl, die Werber weit hinter uns zu wissen, zogen wir am nächsten Tage weiter. Doch man soll seiner Sache nie zu gewiß sein. Gerade dieser Tag sollte mir wieder einmal diese Lehre erteilen!

Mir war eingefallen, daß wir mit Armin seit Wochen keinen Meldelauf mehr geübt hatten. Wie leicht aber konnte der Fall eintreten, daß wir den Hund als Boten zwischen uns benötigten. Um sicher zu sein, daß Armin auch in diesem unübersichtlichen Gelände zuverlässig eine Meldung überbrachte, war ich wiederholt mit dem Hund hinter den anderen zurückgeblieben und hatte dann nach gewisser Zeit das Tier mit einer Meldung Silong nachgeschickt. Da der Hund von früher her mit dieser Übung vertraut war, dauerte es nicht lange, bis er zu unserer Zufriedenheit arbeitete und in kürzester Zeit zwischen uns als Meldeläufer hin- und herpendelte.

Es war am Nachmittag. Wir durchquerten gerade einen Talkessel, der von steilen und anscheinend unersteigbaren Höhen eingeschlossen war. Rechts donnerte der Gebirgsbach dahin, um weiter unten sich durch eine Klamm zu stürzen, aus der wir eben emporgestiegen waren. Jenseits des Baches ragten weiße Felsen senkrecht empor. Nach links hin traten die Wände im Bogen zurück, um weiter oben wieder dicht ans Wasser heranzutreten. Dieser Talkessel war vorwiegend mit Buschwerk bestanden, das kaum über Mannshöhe ragte. Nur vereinzelt standen Bäume.

Während die anderen weiterzogen, war ich etwa in der Mitte des Kessels mit Armin stehengeblieben. Eben verschwand am oberen Ausgang Silong, der als Letzter in der langen Reihe der Freunde ging. Prüfend überschaute ich das Gelände, das Armin würde zu durchlaufen haben. Infolge des dicht bollwerkenden Buschwerks würde er nicht nach dem Gesicht, sondern allein nach der Nase laufen müssen. Erst wenn er dort oben die steile Felsrinne emporsprang, würde ich den Hund zu sehen bekommen. Aber nur für einen kurzen Augenblick, da ihn gleich darauf die obere Klamm aufnehmen würde.

Nun, ich wollte noch etwas warten, bis ich den Hund losschickte. Jetzt sollte er einmal zeigen, daß er auch über eine größere Entfernung sicher seinen Meldelauf erledigte. Langsam wanderte mein Blick die links aufragende Felswand entlang. In wilden Klippen türmten die Felsen sich empor, hin und wieder von senkrechten Rissen durchbrochen.

Ob jener dunkle Einschnitt dort halb links —

Es ging wie ein elektrischer Schlag durch mich! Vier Gestalten traten in eben diesem Augenblick aus dem Gebüsch, das jenen Riß am Grunde füllte! Auf den ersten Blick erkannte ich: Zwei Farbige, Sterling und einen anderen Weißen, der nur der Vogeljäger sein konnte.

Blitzschnell begriff ich: Diese vier waren dem Gros der Werber als Kundschafter vorausgeeilt. Und sie hatten einen anderen Weg eingeschlagen, als wir vermuteten. Fünf Minuten früher, und sie hätten unsere ganze Truppe hier in diesem Kessel überrascht!

Eben wollte ich mich ducken und im Gebüsch untertauchen. Vielleicht gelang es mir doch noch, ungesehen die obere Klamm zu erreichen? Doch da erkannte ich, daß ich schon bemerkt worden war! Gerade hatte McAdam mit dem Arm nach dem oberen Talausgang gewiesen, wohl um seinen Begleitern die Richtung zu zeigen, in der ihr Weg weiterführte, als der eine Schwarze einen Schrei ausstieß und auf mich zeigte!

Im Niederbücken sah ich noch, wie McAdam die beiden Farbigen zum oberen und unteren Ausgang dirigierte. Was nun? Zum unteren Ausgang konnte ich vielleicht noch schnell gelangen. Doch was dann? Damit war ich von Silong und den andern abgeschnitten. Und ich kannte das Land nicht. Wie sollte ich dann wieder zu ihnen finden? Auch blieben sie ungewarnt! Ich mußte ihnen Nachricht geben, daß McAdam ihnen so unvermutet dicht auf den Fersen war! Ausgeschlossen aber, daß ich vor dem Schwarzen, der am Fuß der Bergwand zum oberen Ausgang eilte, dort ankam.

Doch da war ja Armin! In Windeseile riß ich den Meldeblock aus der am Halse des Hundes hängenden Meldetasche und kritzelte hin: „Bin von Vortrupp McAdam, Sterling und zwei Schwarzen gestellt. Forscht bei Nacht vorsichtig nach!“

Schnell stopfte ich Block und Bleistift wieder in die Meldetasche. Schon wollte ich den Hund losschicken, da fiel mir eben noch zur rechten Zeit ein, daß meine Pistole mich verraten könnte. Mit flie-

genden Händen heftelte ich unter meinem Schurz die Pistolentasche los und befestigte auch sie am Halsband des Hundes.

„Meldung! Meldung!“ keuchte ich. Fort schoß der Hund.

„Wehe, wenn die Fremden ihn sehen!“ ging es mir durch den Kopf. „Sie schießen ihn vielleicht ab. Zumindest geht aber Sterling ein Licht auf, mit wem er es zu tun hat. Er kennt ja den Hund!“

Schnell richtete ich mich auf. Aha, McAdam und Sterling drangen schon durch die Büsche auf mich vor. Ein schneller Blick zur Seite:



Der Schwarze dort links war dem Hunde ungefährlich, aber der Mann, der da nach rechts zum oberen Ausgang rannte, mußte Armin sehen, sobald dieser aus dem Buschwerk über die kahle Felsrinne sprang!

Ich mußte seine Aufmerksamkeit auf mich lenken! Ich stieß einen Schrei aus und tat, als wenn ich in das Geäst des Baumes blickte, der hart neben mir emporragte. Mit halbem Blick erkannte ich, daß meine List Erfolg hatte: Jener Schwarze blieb stehen und schaute zu mir herüber. Was sollte er noch weiterlaufen, da er mich noch an der gleichen Stelle wie vordem sah!

Hinter mir krachte es in den Büschen. Scheinbar überrascht fuhr ich herum und starrte auf McAdam und Sterling, die mit schußbereiten Gewehren vor mir standen. Doch im Herumfahren sah ich gerade noch, wie Armin droben in der Klamm verschwand!

Jetzt kam es darauf an, ob Sterling mich in meiner Papuaaufmachung wiedererkannte. Ich starrte mit offenem Mund auf McAdam und ließ nicht merken, daß ich dabei Sterling scharf im Auge behielt. Es war mir klar, ich mußte den hinterwäldlerischen Papua spielen, wenn mir mein Leben lieb war. Wenn Sterling mich dennoch erkannte, war alles vorbei. Dann war dies mein letzter Tag!

Mit raschen Blicken hatte McAdam mich gemustert. „Wie ist dein Name?“ fragte er mich in holprigem Burrumdialekt.

Ich tat, als wenn ich erleichtert aufatmete: „Burrum spreche ich nicht gut“, gab ich zurück. „Ich bin ein Kate.“

Da trat Sterling an McAdam heran: „Weiß der Teufel! Irgendwie kommt mir der Bursche bekannt vor! Wenn ich nur wüßte, wo ich ihm schon begegnet bin.“

Er hatte laut gesprochen, da er annahm, daß ein Bergpapua wohl kaum die englische Sprache kennen werde. Und ich hütete mich, auch nur im geringsten erkennen zu lassen, daß ich seine Worte verstand. Mit scheinbar verständnislosem Blick ließ ich meine Augen von einem zum andern wandern.

„Auch mir kommt der Bursche nicht ganz geheuer vor“, brummte der Vogeljäger. „Zwar sieht er ganz wie ein Kate aus. Aber ich kann mir nicht helfen, er ist mir etwas zu sauber!“

Fatal! An alles hatte ich gedacht, nur nicht daran, daß ein echter Wilder etwas weniger Sorgfalt auf körperliche Reinlichkeit zu legen pflegt, als ich es gewohnt war. Immerhin konnte dieses nicht ausreichen, mir die Berührung mit der Zivilisation nachzuweisen. Gibt es doch auch unter den Wilden manchen Menschen, der sich sauberer als der große Durchschnitt hält.

Jetzt nur stramm die Rolle des Bergpapas spielen, der noch keinen weißen Mann gesehen hat! Scheinbar zögernd und ängstlich trat ich an McAdam heran und berührte mit scheuer Handbewegung seinen bloßen Arm. Mit deutlich zur Schau getragendem Erstaunen rieb ich auf seiner Haut herum und stieß dann in der Katesprache hervor:

„Deine Haut ist ja ganz weiß! Und die Farbe geht gar nicht ab!“

Ich war nicht überrascht, als er in leidlichem Kate antwortete:



„Die Farbe ist echt, mein Junge. Hoffentlich die deine auch!“ Damit griff er nach meinem Arm, spuckte ungeniert darauf und fing mit den Fingern zu reiben an. Ruhig grinste ich ihn an. Eine leise Enttäuschung klang aus seiner Stimme, als er meinen Arm fahren ließ und zu Sterling gewandt auf Englisch sagte: „Der Halunke ist wirklich waschecht. Und doch, wenn ich den Schnitt der Augen und vor allem das Profil seiner Nase betrachte, scheint es mir, als wenn dieser Kerl doch kein Papua ist.“

„Er hat auch hellere Augen, als die Papuas gewöhnlich haben!“ warf Sterling ein.

„Derartige kommt mitunter bei diesen Stämmen vor“, brummte der Vogeljäger. „Ich habe einmal sogar einen Kate gesehen, der richtig blondes Haar hatte.“

Er schwieg und dachte anscheinend nach. Der Blick, mit dem er mich kurz streifte, wollte mir nicht recht gefallen. Jetzt wandte er sich wieder Sterling zu und sagte, indem er rasch mit den Augen blinzelte, auf Englisch zu diesem:

„Ich glaube doch, daß dieser Mann harmlos ist. Ich meine, wir können ihn laufen lassen.“ Mit einem Ruck drehte er sich zu mir um und sagte in scharfem Ton: „March off, my boy! Go on!“ — „Hau ab, mein Junge, los!“

Hätte ich nicht sein Augenblinzeln beobachtet, das er verstohlen dem andern zugeworfen hatte, ich wäre wohl doch in die Falle gegangen. Auch so zuckte es mir in den Füßen. Doch sofort hatte ich mich in der Hand und starrte ihn verständnislos an.

„Ich verstehe nicht, was du sagst!“ sagte ich im Katedialekt.

Mit zusammengekniffenen Augen musterte er mich. „Entweder, mein Junge, bist du wirklich ein dummer Bergpapua“, knurrte er auf Englisch, „oder aber du bist ein ganz gerissener Hund!“

„Ruf doch den Setter her“, warf da Sterling ein. „Der kann ihm ja noch genauer auf den Zahn fühlen.“

Der Setter? Was war denn das nun wieder für ein Kerl? Sein Name versprach mir wenig Angenehmes. Setter wird eine englische Jagdhundrasse genannt. Offenbar war einer der beiden Schwarzen dort drüben gemeint. Wenn man dem Burschen den Namen Setter gegeben hatte, dann mußte das seinen Grund haben.

McAdam wandte sich um und rief die beiden Schwarzen heran. Während sie sich durch die Büsche kämpften, suchte ich mein inneres Gleichgewicht, das doch leicht erschüttert war, wieder zu gewinnen.

Jetzt trat der eine, gleich darauf auch der zweite Farbige aus den Büschen.

„Setter“, wandte sich Sterling an den Mann, der den oberen Tal- ausgang hatte besetzen sollen, „dieser Bursche hier gibt vor, ein Kate zu sein. Beschnüfle ihn doch einmal genauer. Dir müßte es doch möglich sein herauszubekommen, ob der Boy wirklich ein Stammesgenosse von dir ist.“

Ein Kate war dieser Mann! Das hatte gerade noch gefehlt. Jetzt konnte ich mich auf ein hartes Examen gefaßt machen. Rasch musterte ich verstohlen den Mann: Ein Gesicht, das von Entbehrungen und einem harten Leben zeugte. Scharfe dunkle Augen, die hinter halb gesenkten Wimpern sich nun auf mich richteten. Ein bitterer Zug um die Mundwinkel schien mir zu verraten, daß der Lebensweg dieses Mannes manche Enttäuschung kannte. Aber gleich nahmen mich seine Augen wieder gefangen. Es waren echte Papua-Augen von leicht semitischem Schnitt. Doch es wollte mir scheinen, als wenn das Melancholische, das ich so oft in den Augen dieser Menschen meinte verspüren zu müssen, bei diesem Manne irgendwie vertieft sei. Hart war die senkrechte Falte auf der Stirn, bitter jener Zug um den Mund. Und doch: Irgendwo lag hinter der äußeren Härte etwas anderes, ein verborgenes Leid.

Doch ich hatte keine Zeit, meine Beobachtungen zu vertiefen. In fließendem Kate wandte der Setter sich jetzt an mich:

„Ich freue mich, in dir einen Kate zu treffen. Wie ist denn dein Name und wo liegt dein Dorf?“

Da hatte ich die Bescherung! Jetzt konnte ich nur erzählen, was ich von Silong wußte. Doch ich mußte dabei tun, als wenn ich mich freute, hier einem Stammesgenossen begegnet zu sein. In scheinbar fröhlichem Ton sprudelte ich also los:

„Songangnu ist mein Name und mein Dorf heißt —“ und nun erzählte ich frisch fröhlich alles, was ich aus Silongs Erzählungen über dessen Heimatdorf wußte. Ich schilderte die Berge ringsum und die Lage der Hütten, beschrieb einige Nachbarn und Feste, die ich mitgefieert hatte.

Doch was war das? Mit zusammengebissenen Zähnen stierte der Setter mich an. Und jetzt? War es nicht ein verhaltenes Stöhnen; das aus seiner Brust dumpf herauskam? Überrascht starrte ich den Mann an. Mit Erschrecken sah ich, wie seine Hände sich zur Faust ballten. Unwillkürlich brach ich ab.

„Wann war das?“ knurrte er mich an.

„Vor — vor drei Monsunen“, erwiderte ich in banger Erwartung.

„Vor drei Monsunen?“ wiederholte er wie geistesabwesend. Mit verschleierten Augen starrte er mich an. Es war, als wenn er sich zum Sprunge duckte, als er mich anfuhr: „Bursche, du lügst! Das Dorf, von dem du da erzählst, steht gar nicht mehr. Schon vor sechs Monsunen sank es in Schutt und Asche.“

Ein Gedanke kam mir: Sollte der Mann dabei gewesen sein, als Silongs Heimatdorf überfallen wurde? Gewiß! Wie hätte er sonst mit solcher Sicherheit seine Behauptung aussprechen können. Jetzt galt es!

„Du meinst“, erwiderte ich, „daß es vor sechs Monsunen von Fremden überfallen wurde? Das ist richtig. Aber die überlebenden Bewohner fanden sich nach dem Überfall wieder ein.“

Mit Spannung wartete ich auf seine Antwort. Ich wußte ja nicht, ob meine Angaben richtig waren. Silong hatte das Dorf ja gleich nach dem Überfall verlassen, um seinen Vater zu suchen. Was nun, wenn das Dorf doch von den überlebenden Bewohnern verlassen worden war? Wenn dieser Mann später nochmals dort gewesen war und das wußte?

„So? Das Dorf ist noch bewohnt?“ gab der Setter zurück. Beruhigt atmete ich auf. Der Mann war seitdem nicht wieder dort gewesen. Doch da kam wieder das alte Mißtrauen in seinen Blick. „Warst du denn damals schon dort, als das Dorf überfallen wurde?“ kam es lauernd von seinen Lippen.

„Nein, unsere Familie kam erst nach dem Überfall dorthin und zog in eine der verwaisten Hütten“, gab ich zur Antwort, um allen Fragen, die unangenehm werden konnten, aus dem Wege zu gehen.

„Lebte zu deiner Zeit noch ein Junge im Ort, der Silong hieß?“ warf er scheinbar gleichgültig hin. „Er müßte etwa in deinem Alter sein.“

Jetzt hieß es aufpassen! Anscheinend hatte der Setter Silong später irgendwo getroffen, vielleicht gar auf dem Sattelberg, und stellte diese Frage, um mich in Widersprüche zu verwickeln. Daher antwortete ich: „Silong kenne ich nicht.“

Es wollte mir scheinen, als ob der Setter mit besonderer Spannung auf meine Antwort gewartet hätte. Was würde jetzt kommen? Erstaunt sah ich, wie der Mann die Augen schloß und sich gegen den Baum lehnte. Was mochte in ihm vorgehen?

„Es ist also wahr!“ hörte ich ihn murmeln.

Doch ich kam nicht dazu, dem nachzudenken, Mein Blick war auf den Boden gefallen. Und ein Erschrecken stieg in mir hoch: Deutlich waren die Abdrücke von Armins Pfoten dort zu sehen! Wenn man sie bemerkte, war es um mich geschehen; dann wußte Sterling, wo er mir schon begegnet war! Unauffällig mußte ich die Fußabdrücke beseitigen. Blitzschnell ging es mir durch den Kopf, wie ich das wohl bewerkstelligen könnte. Da kam der Setter mir mit seiner nächsten Frage selber zu Hilfe:

„Du sprichst das Kate mit einem fremden Klang“, sagte er, indem er noch immer die Augen geschlossen hielt, als ob er fernen Stimmen nachlausche. „Wie kommt das?“

„Ich war die letzten Jahre als Gastfreund hier bei den Burrum“, gab ich schnell zurück. „Jetzt bin ich auf dem Heimweg. Gerade ging ich durch dieses Tal, da bemerkte ich einen Vogel, den ich noch nie gesehen hatte.“ Ich streckte den Arm nach oben und wies hinauf in die Krone des Baumes, unter dem wir standen. „Da oben, auf dem Ast, der dort dicht am Stamm abgebrochen ist, saß er.“

Gott sei Dank! Sie gingen in die Falle und blickten alle nach oben. Auch Sterling war, obwohl er meine Worte nicht verstand, meiner Hand mit den Augen gefolgt.

Rasch trat ich einen Schritt vor, setzte den Fuß auf die Stelle, die mir so leicht hätte gefährlich werden können, und löschte die Spur Armins aus. Gerade noch zur rechten Zeit. Denn schon senkte der Vogeljäger den Kopf und fragte:

„Wie sah denn das Tier aus?“

Ich gab eine ziemlich verworrene Auskunft. Er schüttelte den Kopf und sagte zum Setter: „Da werde ein anderer draus schlau, was das für ein Vogel gewesen sein mag. Doch das ist gleich. Was hältst du von diesem Boy?“

„Er ist ein Kate von da drüben“, erwiderte der Setter mit einer weitausholenden Handbewegung. „Ich denke, er ist für uns ungefährlich.“

„Gut! Aber laufen lassen wir den Burschen doch nicht. Er mag uns einstweilen folgen und, wenn wir mit unserem Haupttrupp wieder vereint sind, zu den Trägern eingereiht werden. Mache ihm klar, daß er eine Kugel bekommt, wenn er zu entfliehen versucht. Doch wir haben schon zu viel Zeit mit diesem Burschen verloren. Wollen darum zusehen, daß wir weiter kommen!“

Ich kann nicht sagen, daß ich über diese Entwicklung erfreut war. Wie leicht konnte durch eine kleine Unvorsichtigkeit, die mir unterlief, die Rolle, die ich spielte, durchschaut werden. Und wie sollte ich wieder zu meinen Freunden gelangen? Doch ich konnte mich, wie die Dinge nun einmal lagen, nur fügen. Vielleicht bot sich im Schutz der Nacht eine Möglichkeit zur Flucht.

Meine nächste Sorge galt den Freunden. Würden McAdam und seine Genossen ihre Spuren bemerken? Unauffällig musterte ich den Boden, als wir weiterschritten. Bloß gut, daß der Talboden aus Kieseln und Geröll bestand. Nur mir, der ich Bescheid wußte, konnte auffallen, daß hier und da ein aus seiner ursprünglichen Lage gebrachter Stein verriet, daß vor kurzer Zeit hier Menschen gegangen waren. Auch als wir die obere Klamm durchschritten, waren wegen des felsigen Geländes keine Spuren zu bemerken. Und mit innerer Erleichterung sah ich, daß es auch die nächste halbe Stunde über harten Boden ging.

Dann aber weitete sich das Tal, und weicher Wiesenboden federte unter unseren Tritten. Doch keine Fährte weit und breit!

Jetzt erst konnte ich aufatmen. Ich wußte nun, daß Armin glücklich seine Meldung überbracht und die Freunde gewarnt hatte. In kluger Vorsicht waren diese noch auf dem felsigen Boden zur Seite ausgewichen, um uns vorüber zu lassen. Ich wußte, daß die Freunde gewiß nicht weit sein würden, wenn wir heute abend Halt machten.

Dieser Nachmittag war eine harte Nervenprobe für mich. Jede Sekunde mußte ich auf der Hut sein, mich durch keine Unvorsichtigkeit zu verraten. Und zudem wußte es der Setter immer wieder so einzurichten, daß er hinter oder, wo der Weg dies erlaubte, gar neben mir schritt. Immer wieder suchte er das Gespräch auf mein angebliches Heimatdorf zu bringen und mich unauffällig auszuhorchen. So gut es ging, irrte ich immer wieder vom Thema ab und versuchte die Rede auf weniger verhängliche Dinge zu bringen. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß dieser Mann noch immer Mißtrauen gegen mich hegte und mir auf die Schliche zu kommen suchte. Wie hätte ich damals auch ahnen können, daß es etwas ganz anderes war, was ihn drängte, eben über jenes Dorf mehr zu hören.

Ich war froh, als wir endlich Halt machten, um das Nachtlager vorzubereiten. Mit Eifer beteiligte ich mich am Errichten der einfachen Buschhütten. Doch als ich Feuerholz sammeln wollte, winkte McAdam gebieterisch ab: „Du bleibst hier in meiner Nähe! Und in der Nacht wirst du zwischen unseren Boys schlafen.“

Da wußte ich, daß es nicht so einfach sein würde, mich aus ihrer Nähe fortzustehen. Mit scheinbar teilnahmslosem Blick hörte ich während des frugalen Abendessens den Gesprächen der anderen zu. Da sie nunmehr überzeugt waren, daß ich ihre englische Unterhaltung nicht verstand, nahmen sie kein Blatt mehr vor den Mund. Ohne daß ich eine Miene verzog bekam ich zu hören, daß über mein weiteres Schicksal schon entschieden war: „Der Kate wird zunächst Träger. Unten an der Küste kommt er dann an Bord unseres Schoners und wird als Plantagenarbeiter vermittelt. Da er kräftig ist und zudem einen intelligenten Eindruck macht, werden wir für ihn eine ganz schöne Vermittlungsgebühr einstreichen können.“

Während McAdam so schon ausrechnete, was ich ihm einbringen könnte, gingen meine Blicke verstohlen den Rand des Gebüsches entlang. Würden die Freunde kommen? Waren sie vielleicht schon in meiner Nähe? Und wie würden sie es anstellen, um mich hier herauszuholen? Durch einen Überfall? Das würde nicht leicht sein. Der Vogeljäger hatte die Wachen für die Nacht eingeteilt. Eben jetzt lehnte der Setter mit schußbereiter Büchse abseits an einem Baum. Einesteils war es mir lieb, daß gerade ihn die erste Wache getroffen hatte. Konnte er mir doch nun durch seine Fragen nicht gefährlich werden. Aber umgekehrt: Jedes verdächtige Geräusch, jede mißverständene Bewegung, die ich machte, konnte mir eine Kugel bringen!

Nach Papuaweise hockte ich am Feuer und starrte in die Glut.

„Morgen“, sagte McAdam eben, „werden wir die Gabelbrücken erreichen. Haben wir die erst hinter uns, dann brauchen wir weniger vorsichtig zu sein. Das Land jenseits ist nur ganz dünn besiedelt, so daß keine Zusammenstöße mit Eingeborenen zu befürchten sind.“

„Ja“, nahm Sterling das Wort, „es hat uns doch sehr im Vorwärtskommen behindert, daß wir dauernd den Dörfern ausweichen mußten. Doch meinst du wirklich, daß es notwendig war, eine Vorhut zu bilden? Ich muß sagen, daß es mir lieber gewesen wäre, im Zelt zu schlafen. Jetzt müssen wir mit dieser Buschhütte vorlieb nehmen und außerdem jeder noch drei Stunden Wache schieben.“

„Morgen werden wir das nicht mehr nötig haben“, beruhigte ihn der Vogeljäger. „Es geht mir nur darum, vor dem Haupttrupp an den Gabelbrücken zu sein. Gewiß, wir haben keine Zeichen von Feindseligkeiten in den letzten Tagen zu spüren bekommen. Aber traue einer diesen Papuas!“

„Du meinst, sie könnten uns an den Gabelbrücken den Übergang verwehren?“

„Ganz recht! Es gibt weit und breit keinen anderen Weg dort hinauf ins eigentliche Oberland. Und du wirst selber sehen, daß jene Örtlichkeit ganz dazu geeignet ist, eine ahnungslose Truppe zu überfallen. Darum bin ich mit euch vorausmarschiert. Ich will mich, bevor die anderen kommen, dort oben umschauen. Ist alles klar, so gehen wir über die Brücken weiter, um jenseits sozusagen einen Brückenkopf zu bilden. Hinter den Gabelbrücken können wir dann wieder mit dem Haupttrupp vereint weiterziehen.“

Das Feuer war zusammengesunken. Ich richtete mich halb auf und stocherte mit einem Ast in der Glut, um das Feuer erneut anzufachen. Ein Funkenregen stob hoch. Beizender Rauch zwang die anderen, die Augen zu schließen oder doch wenigstens den Kopf zur Seite zu drehen.

In diesem Augenblick war es mir, als wenn etwas wie ein Windhauch unter meiner ausgestreckten Hand in die Asche fuhr. Ich sah sie kurz aufstäuben und entdeckte den hinteren Teil eines Pfeilschaftes zwischen den prasselnden Zweigen zittern! Haarscharf mußte er unter meiner Hand, die das Feuer schürte, in die Glut gefahren sein. So sicher schießt nur einer, durchzuckte es mich, Ngago! Gewiß wollen die Freunde mir damit in aller Stille ein Zeichen geben, daß sie da sind. Hier, gleich hinter mir in den Büschen, mußte Ngago stecken.

Ein rascher Blick in die Runde belehrte mich, daß keiner den Vorgang beobachtet haben konnte. Eben wollte ich den Pfeilschaft vollends unter die Glut schieben, da sah ich, daß um sein äußerstes Ende ein ganz schmaler Streifen Papier gewickelt war. Ich gab mir den Anschein, als läge ein Ast nicht richtig in der Glut, zerzte die Zweige hin und her und zog dabei vorsichtig den Papierstreifen vom Pfeil, um diesen sodann gänzlich ins Feuer zu schieben.

Den schmalen Zettel in der Hand, lehnte ich mich zurück. Ruhig und stetig schlugen die Flammen empor. Fieberhaft überlegte ich, wie ich den Zettel so lesen könne, daß niemand es sah. Aufstehen? Nein, das kam gar nicht in Frage. Denn ohne Zweifel hingen alle drei Augenpaare an mir, sobald ich eine Bewegung vom Feuer fort machte. Also eine günstige Gelegenheit abwarten. Endlich sank das Feuer in sich zusammen. Die beiden Weißen standen auf und machten sich zum Schlafen bereit. Jetzt krochen sie unter die Äste, die wir dachförmig zusammengestellt hatten, um sich das Nachtlager zu bereiten. Der Setter stand weit zur Seite und starrte ins Dunkel des Waldes. Der

andere Braune aber saß genau auf der entgegengesetzten Seite des Feuers. Da tat ich, als wenn ich wieder einen Ast ins Feuer legen wollte. Schnell hatte ich den Zettel entrollt und las:

„Wenn die Steinlawine niedergeht, springe zu dem Rhododendronbusch!“ Im nächsten Augenblick flammte der Zettel in der letzten Glut des langsam ersterbenden Feuers auf.

Immer näher kroch das Dunkel aus dem tiefen Schatten der Büsche heran. Eben kam McAdam noch einmal aus seiner Buschhütte gekrochen, wohl, um die letzten Anweisungen für die Nacht zu geben.

Da ging ein jähcs Heulen durch die Luft. Ein Krachen und Prasseln hoch links über uns, ein Poltern stürzender Steine und Ächzen zersplitternder Bäume. Während ich mich mit einem riesigen Satz nach rechts zu dem dort stehenden Rhododendrongebüsch schnellte, sah ich eben noch, wie der Setter geistesgegenwärtig unter das überhängende Ufer des Baches sprang. Die anderen standen wie gelähmt und starrten ins Dunkel.

Eine Luftdruckwelle jagte vom Berghang herab, peitschte die Asche des Lagerfeuers zu einem stiebenden Funkenregen auseinander, erfaßte nun mich und warf mich ins Gebüsch.

Zwei Arme griffen nach mir. „Schnell!“ keuchte des Freundes Stimme, und fort ging es, ins Dunkel hinein.

„Ein Bergsturz!“ brüllte hinter uns die Stimme McAdams. Mehr hörte ich nicht, da die Zweige des dichten Unterholzes mir um die Ohren peitschten.

Erst nach vielen Hundert Schritten lief Silong, der mich geführt hatte, langsamer. Nun tauchte auch Ngago auf. „Wo ist Saki?“ wollte ich wissen.

„Mit den Papuas oben auf dem Berggrat“, gab Silong zurück. „Schon seit Einbruch der Dunkelheit haben wir euer Lager umschlichen. Saki wollte die vier Fremden überfallen. Doch fürchteten wir, daß ihr erster Schuß dich treffen könnte. Auch waren wir uns des Beistandes der Burrum nicht ganz sicher. Was wir von den Donnerstöcken erzählten, scheint ihnen doch sehr in die Glieder gefahren zu sein. Darum hielten wir es für besser, eine locker oben in der Wand hängende Felsplatte zum Absturz zu bringen. Und wie du siehst, ist in der Aufregung, die der Steinschlag hervorrief, deine Flucht geglückt. Doch jetzt weiter! Die anderen stoßen später zu uns.“

Erst nach gut einer Stunde trafen wir auf Saki, der Armin an der Leine führte. Groß war der Jubel der hinter ihm in langer Kette von



steilem Bergpfad herabsteigenden Burrum, als sie mich sahen. Nun bogen wir in ein schmales Seitental ein.

„Der alte Häuptling meint, wir müßten einen anderen Pfad wählen“, erklärte mir Silong. „Wenn wir auf dem Weg, den der Vogeljäger morgen nimmt, blieben, könnte dieser zu leicht Spuren von uns finden. Der Alte schlägt daher einen Weg ein, der uns von der anderen Seite her an die Gabelbrücken führt.“

Erst einige Stunden später machten wir Halt zu einer kurzen Rast.

## AN DEN GABELBRÜCKEN

Bevor die Sonne aufging, waren wir schon wieder unterwegs. Jetzt bei Tageslicht bemerkte ich, daß der Alte uns in einem weiten Bogen geführt hatte, damit McAdam nicht auf unsere Spuren stoßen konnte. Nun galt es, durch Eile den Umweg wettzumachen. Mußten wir doch vor den Werberrn die Gabelbrücken erreichen.

Dichter Nebel stieg aus den Tälern und nahm uns die Fernsicht. Alles triefte vor Nässe. Immer wieder mußten wir anhalten, um die Blutegel, die sich an uns festgesaugt hatten, zu entfernen. Wahrhaftig, es ist keine reine Freude, durch den Urwald zu streifen. Wohl gibt es hier bei uns keine Raubtiere. Desto schlimmer aber sind die kleinen Quälgeister. Sie hängen im Gebüsch an der Unterseite der Blätter. Zu Dutzenden lassen sie sich bei der geringsten Berührung fallen und saugen sich unvermerkt an dir fest. Wehe dir, wenn du sie mit Gewalt losreißt. Eine lange nachblutende Wunde bleibt und lockt das fliegende Geschmeiß an. Mit Gewißheit werden aus diesen Wunden dann eiternde Geschwüre. Doch gibt es zwei einfache Mittel, um diese bösen Gäste los zu werden: Streu ein wenig Salz auf die Egel und du wirst sehen, wie sie sich zusammenziehen und fallen lassen. Doch Salz ist hier im Inland kostbar, Darum wandten wir seit Tagen schon jenes Mittel an, das wir auf früheren Wanderungen den Papuas abgesehen hatten, das Feuer. In einem luftdicht verschließbaren Bambusgefäß trugen wir einen ständig glimmenden Feuerschwamm mit uns. Von Zeit zu Zeit machten wir Halt, entzündeten an der Glut einen trockenen Span und hielten diesen an die Egel, die sich uns auf Brust und Rücken festgesaugt hatten.

An diesem Tage trieben es die Egel besonders schlimm. Erst als die Sonne durch die Wolken brach, wurde es besser.

Plötzlich war der Wald zu Ende. Wir standen vor einem jähen Absturz, über dessen Schroffen nur zögernd der Blick sich hinabzutasten wagte. In gleichmäßigem Oval weitete sich unter uns ein Tal. Einem silbernen Bande gleich floß dort unten der Bach. Und dort oben —

„Die Gabelbrücken!“ sagte Ngago.

Gleich einem riesigen Würfel, dessen Vorderkante genau auf uns zu gerichtet war, wuchtete hart hinter dem oberen Talausgang ein mächtiger Felsblock empor. Von rechts her eilte in wilden Kaskaden der Hauptarm des Baches herab. Dort, wo die Vorderkante des Würfels sich niedersenkte, vereinigte er sich mit einem schwächeren Gewässer, das von links her die andere Flanke des Bergblocks entlangschäumte. Fast senkrecht stiegen auch die dem Massiv gegenüberliegenden Uferwände der beiden Bäche empor.

Und nun, da ich genauer hinsah, erkannte ich ein feines Gespinnst. Eine Seilbrücke zog sich von links her über den schwächeren Bach zur Vorderkante des Bergblocks hinüber. Wie ein feiner Strich lief ein Pfad nach rechts an der senkrechten Flanke des Berges hin. Und dort hinten, wo von einem Wasserfall weiße Schleier aufstäubten, führte eine zweite Brücke über den Hauptarm des Baches zum rechten Ufer.

Ein hartes Stück Wegs würde das werden! Links die senkrechte Wand, zur Rechten den in der Tiefe donnernden Bach. Wehe dem, der auf diesem schmalen Felspfad angegriffen wurde! Jetzt verstand ich, weshalb McAdam mit einer kleinen Abteilung vorausgeeilt war. Sichern wollte er den Übergang, den ihm auch ein an Waffen unterlegener Gegner leicht verwehren konnte. Ein Gedanke fuhr mir durch den Kopf:

„Wenn wir dort auf dem schmalen Felsband die Fremden stellen könnten! Unbedingt müßten sie sich uns ergeben!“

Saki musterte mit leisem Kopfnicken das unter uns liegende Gelände. „Wie kommen wir hinunter zu den Gabelbrücken?“ wandte er sich dann zu dem Burrumhüuptling.

Dieser machte eine weitausholende Handbewegung nach links: „Hier müssen wir die Rückseite des Bergzuges hinabsteigen. Wir erreichen dann den dort von links herabkommenden Nebenbach und folgen ihm durch seine Klamm bis hinab zu der unteren Brücke.“

„Hier also gibt es keinen Auf- oder Abstieg?“

Der Papua schüttelte den Kopf.

„Das ist gut“, meinte Saki, „McAdam wird also unten durch das Tal zu den Brücken marschieren müssen. Da er keine Spuren findet, wird er sich sicher fühlen.“

„Hoffentlich haben wir genügend Zeit, um ihm eine Falle zu stellen“, warf ich ein.

Ngago wies in das untere Tal hinab: „Siehst du dort hinten die Vogelschwärme? Ich verfolge ihren Flug schon seit einiger Zeit. Offensichtlich sind sie durch McAdams Vortrupp aufgestört worden. Die Art und Weise, wie sie sich verhalten, läßt deutlich darauf schließen.“

Wir alle wandten unseren Blick dorthin. Nach einiger Zeit sagte der Häuptling: „Die Fremden werden an den Brücken sein, wenn die Sonne am höchsten steht.“

„Dann wollen wir uns nicht länger aufhalten“, schlug Silong vor. „Wenn McAdam erst dort bei den Brücken lagert, werden wir keine Gelegenheit mehr haben, das Gelände zu erkunden und unsere Falle für den Haupttrupp der Fremden zu stellen.“

Durch wilde Felsmassen ging es dahin. Erstaunlich war es immer wieder, wie überall Büsche und selbst Bäume versuchten, dem Gefels Lebensmöglichkeiten abzutrotzen. Wo auch nur eine Spur Humusboden sich gebildet hatte, zeigte sich üppigste Vegetation. Das wucherte in den Gesteinsspalten, so daß wir oft nur mit Hilfe unserer schweren Haumesser hindurchkommen konnten. Kein begangener und ausgetretener Pfad erleichterte uns das Vordringen. Es schien, als wären wir die ersten Menschen, die ihren Fuß hierhin setzten. Und doch stießen wir auch heute auf eine jener Fallen, in denen die Papuas kleines Beutelgetier zu fangen pflegen, ein Zeichen, daß auch hier ab und an die Burrum pürschten.

„Ich wundere mich“, wandte ich mich an den hinter mir gehenden Häuptling, „daß regelrechte Brücken über den Wasserlauf führen. Allem Anschein nach leben doch nur wenige Menschen hier?“

„Es gibt jenseits der Brücken nur noch ein einziges Dorf“, gab mir der Alte Auskunft. „Aber zu gewissen Zeiten steigen unsere Jäger zur Jagd hinauf ins Hochland. Von ihnen wurden die beiden Brücken gespannt, um den Aufstieg abzukürzen. Wenn die Brücken nicht wären, müßten wir einen Weg wählen, der einen halben Tag mehr kosten würde.“

„Bist du auch schon droben im Hochland gewesen?“

„Oft!“ nickte er. „Aber in den letzten Jahren nicht mehr. Mein alter Körper verträgt die Höhe nicht mehr gut. Dafür zieht jetzt mein Sohn Ronga alljährlich hinauf. Es ist gute Jagd dort oben.“

„Und wie steht ihr zu den Bewohnern jenes Dorfes dort oberhalb der Brücken?“

„Wir haben keine Fehde mit ihnen“, kam zu meiner Freude die Antwort. „Hin und wieder haben wir uns gegenseitig sogar besucht.“

„Sie würden uns also notfalls gegen die Fremden Beistand leisten?“

„Gewiß!“ nickte der Alte. „Nur würden sie Anteil an der Beute erwarten.“

Alter Fuchs! dachte ich. Das soll also heißen: Wenn irgend möglich, wollen wir ihre Hilfe nicht in Anspruch nehmen. Doch warte nur ab! Wir wollen erst sehen, ob wir an den Brücken allein mit McAdam fertig werden.

Eine gute Stunde später ging es jäh eine steile Rinne hinab. Und nun standen wir vor einem wild schäumenden Bach, der von links aus den Felsen kam, um sich quer zu unserer Richtung nach rechts hin in eine tief eingeschnittene Klamm zu stürzen. Senkrecht stieg jenseits die Felswand zum Himmel empor.

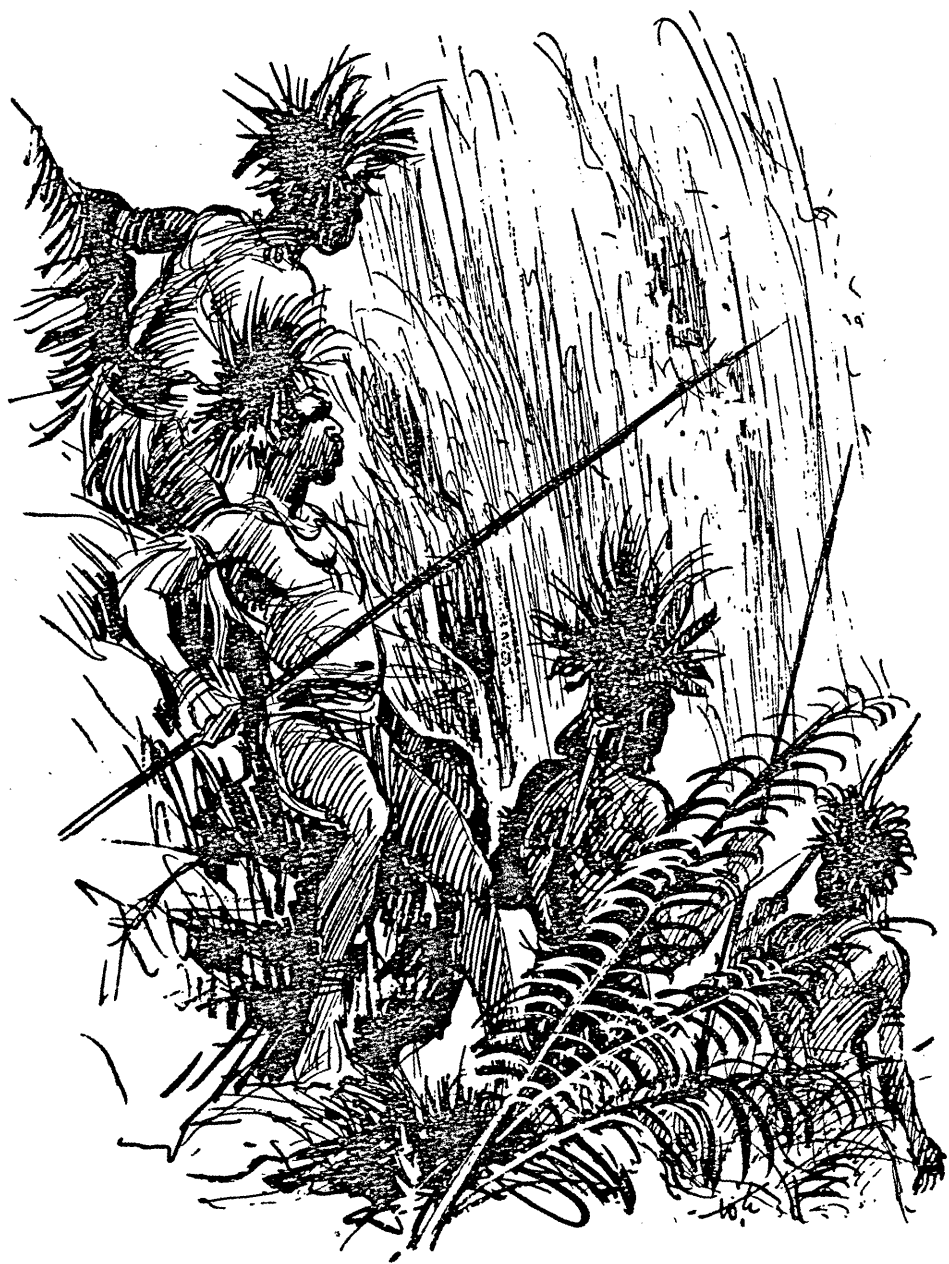
„Dies ist das Wasser, das wir vorhin an der linken Flanke des Brückenberges herabschäumen sahen“, erklärte der Alte.

„Die Wand jenseits ist demnach die Flanke des Bergblocks?“

„Ja, wir müssen jetzt hier rechts hinab. Wir werden im Wasser von Stein zu Stein springen müssen. Doch ist es nicht weit bis zur unteren Brücke.“

Der Abstieg war wild und gefährlich. Doch bald wurde das Halbdunkel, in dem die Klamm lag, lichter. Ein letzter Sprung, und wir standen auf einer kleinen Terrasse. Links führte die Brücke hinüber, gerade vor uns aber mündete der Eingeborenenpfad, auf dem die Fremden kommen würden. Noch war McAdam nicht zu erwarten. Doch wollte ich keine zweite Überraschung erleben. Darum schickte ich zwei Burrum als Posten ein Stück den Pfad hinab.

Die drei Seile der Brücke, die zur Vorderkante des Bergmassivs hinüberführte, waren an vorspringenden Felsnadeln verankert. Der gewaltige Felsblock dort drüben bestand aus einem dolomitähnlichen Gestein. Es war von Schichten durchzogen, die der Verwitterung besser als das übrige Material standgehalten hatten. Da die Schichtung fast wagerecht verlief, zogen sich mehrere simsartige Absätze an der Flanke des Berges hin. Einer von diesen führte bis zur oberen Brücke. Ihm folgte der Pfad. Die Entfernung zwischen den beiden Brücken mochte wohl achtzig Meter betragen. Die obere Brücke führte über den stärkeren Bach und dann in eine andere Klamm hinein, die anscheinend senkrecht auf die Hauptschlucht stieß.



Ich winkte Ngago und dem Häuptling. „Wir wollen einmal hinüber und uns die Örtlichkeit ansehen. Silong und Saki bleiben derweilen hier bei den Burrum.“

Mit Ngago und dem Alten hangelte ich hinüber. Es waren wohl nur gut fünf Meter, die diese Brücke überspannte. Da aber die drei Seile durch keine Querstricke verbunden waren, mußte man sehr aufpassen, um bei den entstehenden Schwingungen nicht fehlzutreten.

Vorsichtig an die links aufsteigende Felswand gepreßt, schritten wir drüben auf dem Sims weiter. An einigen Stellen war dieses so schmal, daß man sich nicht ohne Gefahr hätte umwenden können. Jetzt erreichten wir die obere Brücke. Sie war ganz nach der Art der unteren konstruiert. Doch war sie wohl um die Hälfte länger. Drüben führte der Pfad schräg aufwärts zwischen steilen Wänden weiter.

„Wie weit ist es bis zu dem Dorf, von dem du sprachst?“ wandte ich mich zu dem Häuptling um, der eben hinter mir wieder festen Boden erreichte.

„Hier diesen steilen Weg hinauf, dann rechts hinter dem Berg herum, weiter über eine Grasfläche, kommt man in eine Mulde, an deren anderer Seite die Hütten stehen.“

Wieder einmal zeigte es sich, wie schwierig es ist, sich mit diesen Menschen über Zeit- und Entfernungsangaben zu verständigen. Sie kennen keine Stunden und Minuten, Kilometer oder Meilen.

„Würden wir dorthin so viel Zeit benötigen, wie wir eben brauchen, um von jener Höhe aus, von der wir ins Tal hinabsahen, bis zu den Brücken zu gelangen?“ fragte ich, um genauer die Entfernung überschätzen zu können.

„Nein“, schüttelte er den Kopf, „so weit ist es nicht“.

„Demnach dürfte das Dorf wohl nicht ganz eine Wegstunde entfernt sein“, wandte ich mich an Ngago.

„Meinst du, daß wir die Dorfbewohner zur Hilfe heranziehen sollen?“ gab er zurück. „Ich glaube, das wird nicht nötig sein. Sieh doch einmal nach oben!“

Neugierig ließ ich meinen Blick die lotrecht aufsteigende Wand hinaufgehen. Während der Fels zu unserer Rechten in etwa zehn Meter Höhe in einen sanfter geneigten Hang übergang, stieg die linke Wand bis zu einer etwa dreißig Meter hohen Zinne empor. Und gerade dort oben ragte ein anscheinend abgestorbener Baum hervor. Ein Wunder, daß er nicht längst abgestürzt war. Nein, ein Glück!

Denn unweigerlich hätte er im Niederstürzen die Brücke vernichtet. Überrascht sah ich Ngago an. „Du meinst...?“

„Ja!“ lachte er. „Wir lassen McAdam mit seinem Vortrupp hier herüber. Sobald aber der Haupttrupp dort drüben auf dem schmalen Felspfad sich befindet, bringen wir den Baum da oben zum Absturz.“

„Großartig! Sie können dann hier nicht herüber. Und wenn wir ihnen zugleich den Rückweg über die untere Brücke verwehren, sind sie hoffnungslos eingeschlossen und müssen sich ergeben.“

Schnell war der Alte über unseren Plan unterrichtet. Ein breites Lachen zog über sein runzliges Gesicht. Er wies zur unteren Brücke:

„Seht ihr dort hinten den Absatz jenseits des Nebenbaches? Er erscheint von hier aus klein. Doch zieht er sich tief in die Wand hinein. Was aber die Hauptsache ist, er hat einen Zugang von der Klamm her, durch die wir vorhin kamen. Dort können wir uns verbergen und die Fremden vorüberlassen.“

„So werden wir es machen!“ nickte ich. „Doch kommt mir eine andere Frage: McAdam wird sich mit seinem Vortrupp dann hier an dieser Stelle befinden. Wenn er auch seiner Haupttruppe nicht zu helfen vermag, so kann er doch unsern Leuten, die hier über uns den Baum zum Absturz bringen, gefährlich werden! Wir müssen also nachsehen, ob sich der Aufstieg zur Zinne leicht verteidigen läßt.“

Nachdem wir dem Pfad etwa hundert Schritte gefolgt waren, erreichten wir ein Plateau. Während der Pfad geradeaus weiterlief, folgten wir jetzt einem nach links emporführenden messerscharfen Grat. Wehe dem, der hier nicht völlig schwindelfrei war! Auf halber Höhe angelangt warf ich einen Blick nach vorn und sah links neben der vor uns aufragenden Zinne weit hinten jene Terrasse liegen, auf der wir uns nachher verstecken wollten. Ah, das war gut! Wohl mochte die Entfernung von dort bis hierher reichlich hundert Meter betragen, doch konnten wir von drüben den schmalen Grat hier mit unseren Gewehren beherrschen.

Ein letzter, steiler Anstieg, und wir standen auf der Zinne. Sie bildete eine kleine Plattform, die wohl vier Schritte im Geviert maß. Mitten hindurch zog sich ein Riß. Staub und Moder hatten sich hier angehäuft und einem Baum Nahrung gewährt. Später war dieser dann verdorrt. Der Wind hatte den wohl schenkelstarken Stamm zur Seite gedrückt. Nur von einer starken Wurzel noch gehalten, ragte er über den Abgrund hinaus. Während Ngago die Wurzel mit seinem Messer zu zerschneiden begann, schlang ich einen Strick, den der Alte glück-



licherweise bei sich hatte, um den Stamm. Das freie Ende des Seils verankerte ich an einer Felszacke.

„Jetzt hängt der Stamm nur noch an dem Seil“, sagte ich, als die Wurzel durchschnitten war. „Ein Schnitt mit dem Messer, und er stürzt.“

„Gut so!“ erwiderte Ngago. „Wir kehren jetzt zu unseren Leuten zurück. Mit zwei Burrum komme ich dann wieder hierher. Sobald der Haupttrupp der Fremden sich zwischen den Brücken befindet, schneide ich hier den Strick durch und bringe den Baum zum Absturz.“

Zehn Minuten später waren wir bei den Unseren. Von zwei jungen Burrum begleitet, kehrte Ngago sogleich zur Zinne zurück. Wir anderen aber schritten, nachdem wir die ausgestellten Posten wieder herbeigerufen hatten, zurück in die Klamm, aus der wir zu den Brücken gelangt waren. Durch einen jäh aufsteigenden Riß, den wir vorher nicht beachtet hatten, führte uns der Alte auf den Absatz, der wohl zehn Meter hoch über der unteren Brücke lag. Wir konnten von hier aus die Brücke wie auch den Pfad mit unseren Pfeilen beherrschen. Einige Büsche boten Schutz gegen Sicht.

„Du bist der einzige“, wandte ich mich an Saki, „der ein Gewehr führt. Siehst du dort hinten Ngago mit seinen zwei Burrum zu der Zinne emporklimmen? Sobald er den Baum zum Absturz gebracht und die obere Brücke vernichtet hat, mußt du jenen Grat scharf im Auge behalten. Denn höchstwahrscheinlich wird McAdam mit seinem Vortrupp versuchen, die Zinne zu ersteigen, um unsere Leute auszuheben.“

Ich sah, wie Saki die Entfernung abschätzte. „Ich kann Standvisier nehmen“, meinte er, „muß aber eine Kleinigkeit höher halten“.

Sorgfältig prüfte er sein Gewehr, um sich alsdann ruhig hinter einem Stein niederzulassen. Ngago war mit seinen Begleitern nicht mehr zu sehen. Sie hatten sich droben auf der Zinne flach niedergelegt. Auch bei uns herrschte jetzt völlige Ruhe. Jeder wußte, daß ein einziger unvorsichtiger Laut den Vortrupp der Werber, der nicht mehr weit sein konnte, auf unsere Anwesenheit aufmerksam zu machen vermochte.

Ich war infolge der Anstrengungen des letzten Tages wohl doch eingenickt. Da stieß mich Saki an. Im Augenblick war ich hellwach und spähte an seiner Seite zwischen zwei Steinen hinab. Sie kamen! McAdam an der Spitze, hinter ihm die drei anderen.

„Aus!“ zischte ich Armin zu, der neben mir lag und eben den Kopf hob, um prüfend die Luft einzuziehen. Gehorsam legte er den Fang

zwischen die Vorderläufe und blinzelte mich mit seinen braunen Augen an.

Ich konnte jetzt die Gegner nicht mehr sehen, da sie sich hart unter uns befanden. Weil das Wasser laut toste, konnten sie sich nur schreiend verständigen.

„Müssen hier hinüber!“ kam des Vogeljägers tiefe Stimme herauf. „Da oben, jenseits der oberen Brücke, machen wir dann Halt und warten auf unseren Haupttrupp.“

„Wann wird er wohl kommen?“ fragte Sterling.

„Ich schätze, in drei oder vier Stunden“, gab McAdam zurück. Am Klang seiner Stimme erkannte ich, daß er sich schon drüben befand. Und jetzt trat er wieder in mein Blickfeld. Vorsichtig setzte er auf dem schmalen Band Fuß vor Fuß. Behutsam folgten ihm die andern.

Erleichtert sah ich, wie sie schließlich die Oberbrücke querten und dann in der Schlucht dort hinten Halt machten. Im Schatten machten sie es sich bequem, um auf ihre Genossen zu warten.

Wir aber schmortem förmlich in der Sonne. Glühend warfen die Felsen, zwischen denen wir lagen, die Hitze zurück. Ich atmete daher auf, als nach einer Zeit, die mir wie eine Ewigkeit erschienen war, wiederum Stimmen unter uns erklangen. Ja, das waren sie: Gipsy voran und hinter ihm in langer Reihe die Träger und schwarzen Soldaten. Ich sah, wie drüben McAdam aufsprang und ihnen zuwinkte. Ohne Zögern gingen sie da über die untere Brücke. Vorsichtig richtete ich mich auf und spähte hinab: Jetzt war der letzte drüben, jetzt konnte Ngago ...

Eine Wolke von Steingeröll und Staub löste sich drüben von der Zinne. Jetzt traf der stürzende Baumstamm die obere Brücke! Federnd fetzten die beiden oberen Tawe auseinander, das unterste aber hielt. Das Gewicht des Baumes hatte nicht ausgereicht, um auch das Laufseil noch zu durchschlagen. Doch ganz gleich! Wer hätte wohl wagen wollen, über das eine noch verbliebene Seil zu hangeln und —

Ssst! — fuhr es mir durch die Haare und klatschte hinter mir in die Felsen! Der Hall eines Schusses peitschte hinterdrein. McAdam hatte mich gesehen, die Büchse hochgerissen und gefeuert. Anbacken und Abziehen war bei ihm eins gewesen. Schneller als ich mich hatte niederwerfen können, hatte er den Schuß hinausgejagt.

Doch da knallte unmittelbar neben mir ein Schuß! Der Vogeljäger ließ sein Gewehr fallen, griff mit der Linken nach dem rechten Unterarm und verschwand mit einem riesigen Satz in der Klamm.

„Bravo, Saki!“ rief ich dem Unteroffizier zu, der ruhig sein Gewehr repetierte. „Der Mann hätte uns mit seiner Schießkunst höchst gefährlich werden können. Du hast ihn in den Arm getroffen und —“

Ich konnte nicht weitersprechen, denn hinter mir war die Hölle los! Als die Schüsse fielen, waren die Burrum zunächst vor Schreck erstarrt. Doch jetzt brach die Panik aus! Alle zugleich wollten sie durch die enge Spalte fliehen. Im Handumdrehen waren wir zur Stelle und hielten die, die uns am nächsten waren, fest.

„Habt ihr nicht gesehen“, schrie, nein, brüllte ich, „der Fremde ist verwundet! Mir aber konnte sein Donner nichts tun. Der Gott der Blitze ist mit uns!“

Mit verzerrten Gesichtern wollten sie los. Da erwischte ich den Alten. Schon war die Hälfte seiner Leute verschwunden, da hatte ich ihn endlich zur Vernunft gebracht. Es war höchste Zeit. Denn eben schrie Silong:

„Die Fremden wollen über die untere Brücke zurück!“

Ich sah, wie er seinen Bogen spannte und schoß. Ein Schrei von drunten bewies, daß er getroffen hatte. Ich riß den Alten mit mir und sprang zur Brustwehr.

„Nur verwunden!“ rief ich Saki zu, der eben den vordersten der schwarzen Söldner aufs Korn nahm. In die Schulter getroffen brach der Mann zusammen. Für den Augenblick war die Gefahr gebannt. Die Nachdrängenden konnten auf dem schmalen Pfad an dem Verwundeten nicht vorbei. Ein hinter ihm stehender Genosse packte schnell noch zu, sonst wäre der Verwundete wohl abgestürzt. Und noch weiter vorn, hart an der Brücke, lag ein anderer, dem Silongs Pfeil durch den Oberschenkel gedrunken war.

„Saki, vergiß nicht, auf den Grat zu achten!“

„Schon gut“, gab er seelenruhig zurück, „unserm Ngago soll keiner zu nahe kommen!“

Die Pistole schußbereit in der Hand verfolgte ich durch eine Steinlücke die Bewegungen der Werber. Sie waren offensichtlich ratlos. Da sie in weit auseinandergedogener Einzelreihe standen, konnte Gipsy sie nicht einheitlich dirigieren. Nun galt es, dies schnell auszunutzen.

„Die Waffen nieder!“ befahl ich. „Und kommt einzeln, wie ich es euch zurufe, herüber!“

Ein Wink zu Silong, und dieser verschwand in der nach unten führenden Spalte. Zwei Minuten später sah ich ihn unter mir er-

scheinen, und hinter ihm in langer Reihe — unsere ausgerissenen Burrum! Ich hatte keine Zeit, mich lange darüber zu wundern, wie es Silong wohl gelungen war, ihnen so schnell wieder Mut zu machen. Denn schon kamen zwei der Träger mit dem am Bein Verwundeten herüber. Kaum hatten sie ihn niedergelegt, da waren sie auch schon gefesselt. Von einem andern gestützt, erreichte jetzt der in die Schulter Getroffene unser Ufer. Im Handumdrehen lagen sie neben den Vorigen. Und nun ging es Zug um Zug. Was half es Gipsy, daß er dort hinten krakehlte! Wer weiß, ob seine Leute ihn bei dem Tosen des Wassers überhaupt verstanden. Unmißverständlich aber war ihnen die Ausweglosigkeit ihrer Lage.

Keine Viertelstunde war vergangen, da lagen etwa zwei Drittel der Gegner gefesselt diesseits der Brücke. Der Rest hatte sich nach der oberen Brücke hin gezogen, wo Gipsy erregt auf sie einredete.

Mochte er! Nun, da wir die Mehrzahl seiner Leute schon in unserer Gewalt hatten, konnte er uns keine großen Schwierigkeiten mehr bereiten. In wenig mehr als zwei Stunden würde es dunkel sein. Wenn er durchaus wollte, mochte er die Nacht dort auf dem schmalen Sims mit seinen Leuten zubringen. Wenn sie nicht Gefahr laufen wollten abzustürzen, würden sie kein Auge zumachen dürfen.

Doch Licht würden wir benötigen, um einen nächtlichen Ausbruchversuch zurückzuweisen. Schnell hatte ich Silong die betreffenden Weisungen zugerufen und sah, wie einige Leute von ihm ins Tal hinabgeschickt wurden, um Holz zu holen.

Die Gefangenen ließ Silong, wie ich sehen konnte, trotz der damit verbundenen Schwierigkeiten durch die Wasserklamm aufwärts schaffen. Gut so! Sie waren da vor einem leicht möglichen Befreiungsversuch von seiten McAdams sicher. Gewiß wußte einer der Burrum dort einen Ort, der leicht zu bewachen war.

Doch rief da eben nicht hinter mir Saki? Ich wandte mich um und sah, wie er scharf zu der Zinne hinüberschaute. Ich folgte seinem Blick und erkannte, daß jetzt dort drüben Gefahr im Anzuge war. Drei Gestalten waren es, die vorsichtig auf dem schmalen Berggrat zu der Zinne emporstrebten. Ein Schwarzer war voran, hinter ihm kam ein Weißer, wohl Sterling, und wieder hinter diesem abermals ein Schwarzer. McAdam hatte anscheinend wegen seiner Verwundung den steilen und gefährlichen Aufstieg nicht wagen dürfen.

„Warum schießt du nicht, Saki?“

„Abwarten!“ lächelte er. „Mit jedem Schritt kommen sie uns näher. Außerdem kann ich sie dann alle drei wegputzen, da sie ja nur auf dem Grat wieder zurückkönnen, auf dem sie ohne jede Deckung sind.“

Er hatte gewiß, vom soldatischen Standpunkt aus gesehen, recht. Aber es widerstrebte mir, drei Menschen, wie er es nannte, „wegzuputzen“. Ich war nicht Soldat, sondern Mensch. Wenn er einen so verletzte, daß er nicht weiterkonnte, würden die andern beiden schon von selbst einsehen, daß der Versuch, die Nadel zu ersteigen, glatter Selbstmord war. Um Saki die Sache schmackhafter zu machen, sagte ich aber:

„Schieß lieber jetzt. Es könnte doch sein, daß Ngago oder seine beiden Burrum den Burschen ein Ziel bieten und getroffen werden. Auch vergiß nicht den Schrecken, den die Burrum bekommen, wenn es dicht bei ihnen knallt. Am Ende springen sie noch von der Zinne in wilder Panik hinab.“

„Wie du meinst“, erwiderte Saki und legte den Finger an den Abzug. Ruhig nahm er das Ziel über Kimme und Korn, nahm langsam Druckpunkt, zog ab!

Unwillkürlich stieß ich einen Schrei aus: Der vordere Schwarze dort drüben warf die Arme hoch, rutschte zur Seite und stürzte die uns abgewandte Seite des Grates hinab!

In aller Ruhe repetierte Saki, um jetzt den zweiten, den Weißen, aufs Korn zu nehmen. Sterling ist es! schoß es mir durch den Sinn. Der Mörder deiner Mutter! Jetzt trifft ihn die verdiente Strafe. In wilder Hast sah ich ihn und den anderen Schwarzen den schmalen Grat zurückklettern. Zu spät, mein Lieber, du entgehst Sakis Kugel nicht mehr! Wie eine Zielscheibe zeichnet sich ja dein Leib vor dem Abendhimmel ab.

Wie eine Zielscheibe! — „Nein!“ schrie ich. „Ein Mensch ist keine Zielscheibe!“ Ich griff nach Sakis Arm, eben als der Freund abdrückte. Der Gewehrlauf kam aus der Richtung, die Kugel fuhr ins Leere.

„Was hast du denn!“ fragte mich ärgerlich Saki. „Siehst du, jetzt bringen sie sich in Sicherheit, ehe ich noch einen weiteren Schuß anbringen kann.“

Es war so. Gerade in diesem Augenblick verschwanden die beiden Gestalten aus unserem Blickfeld.

„Es ist heute schon genug Blut geflossen, Saki.“

Schweigend sah er mich an. „Ich verstehe dich!“ sagte er dann schlicht. Ich war ihm dankbar für die Worte.

„Doch was, wenn die beiden Überlebenden bei Nacht nochmals den Aufstieg versuchen?“ gab er mir dann zu bedenken.

„Ich hoffe, daß Ngago und seine beiden Burrum sich ihrer zu erwehren wissen. Wir stehen dicht vor dem Vollmond. Es wird diese Nacht hell genug sein, um eine Annäherung, die ja nur auf dem schmalen Grat möglich ist, zu vereiteln.“

„Wir wollen es hoffen!“ nickte Saki. „Doch ich fürchte, daß Gipsy mit den ihm verbliebenen Leuten versuchen wird, nach Einbruch der Nacht sich an dem einen Seil der Brücke hinüber zu hangeln. Wir haben dann kein Büchsenlicht mehr und können sie nicht daran hindern.“

Überrascht sah ich Saki an. Was er sagte, war richtig!

„Ja“, stieß ich hervor, „aber wie können wir das verhindern?“

„Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit“, überlegte er laut. „Das reicht aus! Innerhalb der nächsten Viertelstunde muß Gipsy kapitulieren, so oder so! — Schicke einen der Gefangenen mit einem Schreiben zu ihm hinüber. Er soll sofort die Waffen strecken. Wenn dies nicht innerhalb von drei Minuten geschieht, schießen wir einen nach dem andern ab. — Mit ihm selber mache ich den Anfang! — Schreibe ihm das recht deutlich.“

Noch während er sprach, hatte ich den Meldeblock zur Hand genommen und geschrieben. Ich drückte ihn einem der Burrum in die Hand und jagte diesen zu Silong hinab. Wenige Minuten später sah ich, wie Silong einen der gefangenen Träger über die Brücke schickte. Mit ängstlichem Gesicht tastete der Mann sich auf dem schmalen Pfad drüben weiter. Er hatte es nicht leicht, voranzukommen, da überall auf dem Sims die verstreuten Lasten umherlagen und die Passage noch gefährlicher machten als sie ohnehin war. Jetzt hatte der Träger die Reihe seiner Genossen erreicht. Ich konnte sehen, wie mein Schreiben von Hand zu Hand gegeben wurde und Gipsy erreichte. Was würde jetzt geschehen?

Zu meiner Verwunderung sah ich, wie Gipsy seinen Leuten Anweisungen gab, die keinen Zweifel daran ließen, daß er eine Kapitulation ablehnte. Man raffte die Lasten zusammen und stapelte sie so auf, daß sie, in der Richtung auf uns zu, Deckung boten.

„Soll ich Feuer geben?“ fragte Saki, der wie ich begriffen hatte, was das bedeutete.

„Noch nicht!“ erwiderte ich. „Ich habe mir selber die Hände gebunden, als ich schrieb, daß ich ihnen drei Minuten Bedenkzeit gebe.“

Ich will auf jeden Fall mein Wort halten und die drei Minuten vergehen lassen.“

„Und diese Brüder haben sich bis dahin verbarrikadiert!“ schimpfte jetzt der Unteroffizier ärgerlich.

„Es hilft nichts. — Doch sieh: Ich glaube, wir werden gar nicht eingreifen brauchen!“

Auch Saki hatte jetzt bemerkt, daß Ngago sich unbemerkt einschaltete. Von sicherer Warte herab hatte er die Ereignisse sich abspielen sehen. Ohne Zweifel war ihm nicht entgangen, daß ein Bote von uns zu dem widerspenstigen Werbertrupp entsandt worden war. Welche Aufforderung der Parlamentär überbrachte, konnte er sich leicht selber sagen. Und welche Antwort der Gegner gab, ging deutlich genug aus dessen Maßnahmen hervor. Ngago wußte nicht, daß ich den Werbern drei Minuten Frist geboten hatte. Er handelte sofort. Ich sah, wie er sich, ohne daß es drunten bemerkt wurde, mit halbem Leibe über die Kante der Plattform lehnte. Die beiden Burrum, die er bei sich hatte, drückten seine Beine nieder, so daß er nicht abstürzen konnte. Jetzt legte er den Pfeil auf die Sehne, spannte und ließ fliegen. Im gleichen Augenblick rissen ihn die beiden Burrum auf die Plattform zurück.

Ich sah, wie Gipsy taumelte und dann abstürzte. Mehrfach an Felsvorsprüngen aufschlagend, wirbelte sein Körper nieder. Hochauf spritzte das Wasser. Dann war nichts mehr zu sehen.

Jetzt war kein Halten mehr bei den Werbern, Hinter dem von uns gesandten Boten kamen sie auf dem Sims daher. Unaufgefordert legten sie die Waffen nieder und kamen einzeln über die untere Brücke. Binnen zehn Minuten war auch der letzte gefesselt. Nun konnten auch wir an den Abstieg denken. Um ganz sicher zu gehen, stellten wir bei der Brücke zwei Burrum als Posten auf. Wir anderen schritten durch die Klamm aufwärts. Vorbei ging es an der Schlucht, durch die wir am Vormittag herabgestiegen waren. Jetzt war links eine Bresche in den Felsen. Ein kleiner, abgelegener Talkessel tat sich auf, dessen Wände ringsum senkrecht emporstiegen. Zwei helle Feuer loderten hier und beleuchteten unsere Freunde und die Gefangenen.

„Das ging wie geschmiert!“ lachte mir Silong entgegen. „Nach dem ersten halben Dutzend waren die Burrum eingearbeitet. Dann ging es nur noch Ruck-Zuck!“

„Ich habe mich nur gewundert, daß du unsere Burrum so schnell wieder zur Vernunft gebracht hast?“

„Ich fand die Ausreißer alle in der Klamm, wo sie zusammenstanden und lebhaft palaverten. Als ich ihnen sagte, daß McAdam verwundet sei, die anderen Fremden aber sich ergeben wollten, verwandelten sie sich schnell wieder in Helden.“

„Ende gut, alles gut!“ lachte ich. „Doch jetzt habe ich einen Mordshunger!“

Bald saßen wir schmausend zusammen. Die Konserven, die sich unter der Beute befanden, waren uns eine willkommene Abwechslung.

„Nur schade, daß Ngago nicht mitfuttern kann!“ sagte ich kauend.

„Ist schon da!“ ertönte hinter mir seine Stimme. Tatsächlich, da war Ngago mit seinen beiden Burrum und dem einen der beiden Posten, die wir an der Brücke zurückgelassen hatten. Erfreut schüttelte ich dem Freund die Hand.

„Wie kommst du denn hierher?“

„Wir sahen, wie sich der verwundete Vogeljäger mit Sterling und dem überlebenden Schwarzen seines Vortrupps davonmachte, nachdem der Angriff auf unsere Zinne abgeschlagen war. Sie sind nach Nordosten über die Hochfläche davon. Als nun auch die eingeschlossenen Werber kapituliert hatten, machten wir uns an den Abstieg. An dem verbliebenen Seil der oberen Brücke hangelten wir uns herüber. An der unteren Brücke stießen wir auf den Doppelposten. Einer dieser Leute wies uns den Weg hierher.“

Mit gesundem Appetit langte Ngago zu. Ich aber wandte mich an den Alten:

„Schick bitte zwei deiner Leute, die mit Essen fertig sind, als Ablösung zur Brücke, damit auch der Mann dort seinen Teil bekommt.“

Lange saßen wir um die lodernden Feuer. Noch im Einschlafen hörte ich die Burrum vom Kampf um die Gabelbrücke palavern.



## AM SARUWAGED

Noch am Abend hatten wir den von Saki in die Schulter Getroffenen sachgemäß verbunden. Trotz des Blutverlustes fühlte der Mann sich am anderen Morgen wohlauf. Die Kugel war, ohne einen Knochen zu zerschlagen, glatt hindurchgegangen. Es war anzunehmen, daß dieser Verwundete bei einiger Schonung bald wieder hergestellt sein würde.

Viel böser sah es um den Mann aus, dem Silongs Pfeil in den Oberschenkel gedrunken war. Ein Papuapfeil ist ein Meisterstück primitiver Technik — und zugleich ein teuflisches Vernichtungsinstrument!

Obwohl die Papuas durchaus noch auf der Kulturstufe der Steinzeit stehen, haben sie im Laufe langer Kriegergenerationen Pfeile entwickelt, die in ihrer Wirkungsweise geradezu satanisch sind. Wer eine solche Pfeilspitze oberflächlich betrachtet, mag zunächst entzückt sein über die Kunstfertigkeit, mit der die feine Spitze aus Knochen oder winzigen Steinsplintern hergestellt ist. Sieht man sich aber diese Pfeilspitze genauer an, dann läuft es einem doch kalt den Rücken herunter. Scharfe Widerhaken verraten, daß man einen solchen Pfeil nur aus der Wunde herauschneiden kann. Aber noch schlimmer: Die Spitze ist nicht aus einem Stück gearbeitet, sie besteht aus mehreren Teilen, die, locker ineinandergesteckt, jedes für sich mit Widerhaken versehen sind! Es genügt also nicht, den Wundkanal bis zur Spitze freizulegen. Einzeln, Teilchen für Teilchen muß man sie aus der Wunde schneiden!

Furchtbar aber geradezu wird eine solche Wunde, wenn der Pfeil auf einen Knochen trifft. Durch den Aufprall splittert die Pfeilspitze in ihre einzelnen Bestandteile auseinander. Die Wirkung ist die eines Dumdumgeschosses.

Unglücklicherweise hatte Silongs Pfeil den Melanesier gerade so getroffen, daß die Spitze am Oberschenkelknochen zersplitterte. Der Mann mußte furchtbare Schmerzen ausstehen, obwohl äußerlich nur ein kleines Einschußloch zu sehen war.

Noch am Abend hatten wir Linderung versucht. Aber es stellte sich gar bald heraus, daß wir hier mit unserer Kunst schnell am Ende waren. Da bot der alte Dorfhäuptling seine Hilfe an!

Er hatte sich die Wunde angesehen und den Pfeilschaft herausgezogen. Dann aber schüttelte er den Kopf:

„Wir können heute abend nichts mehr tun. Ich brauche Tageslicht und außerdem Wundkräuter, die wir jetzt in der Dunkelheit nicht suchen können. Für die Nacht können wir nur kühlen.“

Noch im Morgengrauen waren einige seiner Leute aufgebrochen, um die benötigten Kräuter zu suchen. Kaum waren sie zurück, so machte der Alte sich an sein Werk. Ich wußte nicht, was ich mehr bewundern sollte, die Selbstbeherrschung des Behandelten oder die Kunst des Alten. Ja, man konnte es Kunst, und zwar die Kunst eines Chirurgen nennen, mit der unser Dorfhäuptling zu Werke ging. Mit einigen besonders geschliffenen Steinsplintern und Knochenstückchen, die er wohl für solche Zwecke immer in seiner Marschtasche mit sich führen mochte, ging er an die Wunde heran. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit vermied er Adern und Nerven. Kein Chirurg hätte besser und unblutiger arbeiten können.

„Wenn man dem Alten zusieht“, bemerkte ich zu Silong im Kate-dialekt, „könnte man meinen, er habe Medizin studiert. Ich glaube, mancher Arzt kennt sich nicht so gut im menschlichen Körper aus wie dieser Mann.“

„Das ist auch kein Wunder“, meinte nachdenklich der Freund.

„Wie meinst du das?“

„Ich hörte, daß die weißen Ärzte den Bau des menschlichen Körpers an Leichen studieren, die sie auseinanderschneiden. Sie haben, wie man mir erzählte, nicht oft dazu Gelegenheit. Denn für gewöhnlich stehen ihnen nur die Leichen von Verbrechern oder Verunglückten zur Verfügung.“

Nun bedenke aber einmal, wieviel mehr Erfahrung auf diesem Gebiet der Alte hier hat!“

Ich erschrak. „Du meinst —?“

„Ich meine, daß er im Laufe seines langen Lebens mehr als eine Leiche unter seinem Steinmesser gehabt hat! Wer sollte den Menschenkörper wohl besser kennen als ein alter Menschenfresser?“

Ich mußte mich abwenden. Ich spürte, wie es mir vor den Augen dunkel wurde. Tief atmete ich, um wieder zu mir zu kommen. Eine entsetzliche Wahrheit, die Silong da ausgesprochen hatte!

Mich ekelte, als ich den Alten hantieren sah. Wie oft mochte er bei kannibalischen Siegesfesten mitgewirkt haben? Und mit einem solchen Kerl taten wir schön? Wegjagen mußten wir ihn, und zwar sogleich!

Aber dann sah ich, mit welcher Behutsamkeit er den Verwundeten behandelte. Eben hatte er den letzten Splitter entfernt. Ich sah, wie er kunstvoll die Wunde richtete, unter geheimnisvollem Murmeln ausgepreßte Pflanzensäfte dreinträufelte und schließlich den Verband anlegte. Als er sich jetzt aufrichtete, da leuchtete sein Gesicht geradezu.

Und wieder einmal wurde mir deutlich: Im Menschen ist Gutes und Böses zugleich. Keiner ist so gut, daß er sich dessen vor Gott und den Menschen brüsten könnte. Niemand ist aber auch so schlecht, daß man ihn aufgeben müßte.

Lange währte das Palaver, als wir die weiteren Pläne berieten. Das Ergebnis war, daß die Gefangenen von den Burrum bis an den Unterlauf des Jabin geleitet werden sollten. Von dort aus würde es ihnen nicht schwer fallen, ihre Dörfer an der Küste zu erreichen. Die Träger sollten frei ausgehen. Sie hatten ja von den Absichten der Werber wenig oder nichts gewußt. Auch diejenigen, die mit der Waffe gedient hatten, sollten entlassen werden. Doch wurde ihnen eingeschärft, daß man ihre Namen dem Distrikthauptmann mitteilen würde. Sie wußten, daß es ihnen an den Kragen gehen würde, falls sie nochmals sich mit den Verbrechern einließen.

Bevor die Burrum mit den Gefangenen abzogen, hatte der Alte durch einige geschickte Leute die obere Brücke flicken lassen. Es waren nicht leere Worte, als ich den Burrum versprach, sie später wieder aufzusuchen. Und wir haben unser Wort gehalten! Seit Jahren ist nun schon Silong bei ihnen als Prediger der Miti. Viele sind es jetzt im Burrumland, die es von ihm gelernt haben, durch den Horizont zu schauen.

Einer hatte sich schon damals Silong in besonderer Freundschaft angeschlossen: Ronga, der Sohn des Häuptlings. Er war, als jene ersten Schüsse fielen, nicht mit den andern in panischem Entsetzen geflohen. Standhaft, wenn auch zitternd, hatte er neben Silong in jenen kritischen Augenblicken ausgehalten. Es war mir sehr recht, als er jetzt zu uns trat und bat:

„Darf ich mit euch ziehen? Ich kenne die Berge und habe Gastfreunde drüben am Nordhang des Saruwaged. Vielleicht kann ich euch von Nutzen sein.“

So waren wir zu fünft, als wir die obere Brücke überschritten. Ein letztes Winken zurück, dann nahm uns die Klamm auf, die zum Hochland führte. Nach knapp einer Stunde erreichten wir das Dorf, von dem der Alte erzählt hatte. Da Ronga hier bekannt war, gewannen wir rasch das Vertrauen der Bewohner. Ja, der Paradiesvogeljäger war gestern abend hier gewesen. Er hatte den Arm in der Schlinge getragen. Da er den Dörflern von früher her bekannt war, hatten sie keine Bedenken gehabt, ihm die Träger zu stellen, um die er bat. Heute in aller Frühe war er weitergezogen, begleitet von Sterling und dem Setter sowie sechs Burrumträgern.

Schnell erhandelten wir noch Feldfrüchte und ein kleines Schweinchen. Als Saki mit dem im Inland üblichen Zahngeld bezahlte, kam mir die Frage, wie wohl der Vogeljäger mit den Papuas handelseinig geworden sei. Da wir mit seinen Lasten auch Zahn- und Muschelgeld erbeutet hatten, war nicht anzunehmen, daß er noch über genügende Zahlungsmittel verfügte. Auf meine diesbezügliche Frage führten uns die Dorfbewohner zu unserem Erstaunen vor ihr Götterhaus.

„Der weiße Mann, der mit dem Jäger war, schenkte uns einen neuen Gott!“ flüsterte mir der Dorfälteste mit ehrfürchtiger Scheu zu. „Dort seht ihr ihn!“ wies er ins Innere der Hütte.

Wir brauchten einige Zeit, um unsere Augen an das in der Hütte herrschende Dämmerlicht zu gewöhnen. Doch dann stießen Silong und ich fast gleichzeitig einen Ruf der Überraschung aus: Inmitten geschnittener und grell bemalter Götzenbilder stand ein — Kruzifix!

Ich entsinne mich noch der Spannung, mit der ich näher trat, um Sterlings Schnitzwerk zu betrachten. Stumm schüttelte ich den Kopf. Gewiß, man sah es dem Bilde an, daß es in Eile gefertigt worden war. Mit groben, aber kräftigen Schnitten war der Körper aus dem Holz herausgearbeitet. Aber gerade in der Einfachheit verriet sich der Künstler. Jeder Schnitt des Messers „saß“. Mit nachtwandlerischer Sicherheit war das Wesentliche erfaßt und zur Geltung gebracht.

Was mich aber noch mehr als das Handwerkliche in Verwunderung setzte, war das Sprechende dieses Kruzifixes, Wilder Schmerz und hehre Erlöserfreude zugleich lagen auf dem Gesicht des Gekreuzigten. Und diese Hände: in Schmerz verkrampft und doch wie segnend gebreitet!

Unwillkürlich setzte ich mich auf eine große Baumtrommel, die da lag, stützte den Kopf in die Hände und sann nach. Kein Zweifel, ein

solches Bild des Gekreuzigten konnten nur Hände gestalten, die von einem Herzen geführt wurden, das um die Größe der Tat von Golgatha wußte! Hier war mehr als bloß handwerkliches Können. Hier war etwas, was an einen Meister Grünewald oder einen Dürer erinnerte.

Aber Sterling war es, der dieses Bildwerk geschnitzt hatte! Sterling, der Dolche schnitzte, wenn er im Busch auf sein Opfer lauerte. Sterling, der Dörfer überfiel und Menschen verschleppte. Sterling, der vor Jahren meine Mutter . . .

Ich preßte die Fäuste gegen die Schläfen. Was war dieser Sterling für ein Mensch? Ein Mörder, der Kruzifixe schnitzt! Ein Verbrecher, der in seine fromme Schnitzerei so viel Innigkeit legt!

Wie aus weiter Ferne hörte ich Silong fragen: „Wann hat der weiße Mann denn das Bild gemacht?“

„Der Jäger und der schwarze Mann legten sich bald zur Ruhe“, gab der Dorfälteste Auskunft. „Der andere Weiße aber hatte sich von uns einige Stücke weiches Holz geben lassen. Er saß bis in die Nacht hinein am Feuer und arbeitete. Heute früh schenkte er uns den Gott. Da gaben wir den Fremden gern, um was sie baten.“

„Hat der weiße Mann euch auch den Namen dieses Gottes genannt?“

„Er sagte, dies sei der größte aller Götter. Er sei vor langer Zeit zu den Menschen gekommen und habe wie ein Mensch gelebt. Die Bösen haben ihn an ein Holz geschlagen, um ihn zu töten. Aber er war stärker. Er hat die Arme über sie gebreitet und alles Böse weggenommen. Dann ist er zum Himmel hinauf geflogen. Dort wohnt er noch jetzt und lenkt die Sonne, den Mond und die Sterne, den Wind, die Tiere und uns Menschen. — Das gefiel uns. Wir haben uns gefreut, diesen Gott nun bei uns im Dorf zu haben. — Kennt ihr ihn auch?“

„Ja!“ nickte Silong. „Und wir werden euch mehr von ihm erzählen, wenn wir wieder einmal zu euch kommen.“

Heute steht dieses Kruzifix in einer kleinen Kapelle, die Silong in jenem Ort errichtet hat. Jeden Monat einmal kommt er von Rongas Dorf, in dem er wirkt, herüber, um auch im Bergdorf Anutus Wort zu verkünden. Mancher, dessen Blick dann auf das Kruzifix fällt, erinnert sich noch der Nacht, da ein fremder weißer Mann am Feuer saß und schnitzte: ein Mann, dessen Herz zwischen Licht und Finsternis war; ein Mann, von dessen schrecklichem Ende sie bald darauf hörten. —

Es war, als ob wir mit jenem Bergdorf die bewohnten Gebiete hinter uns gelassen hätten. Wohl stießen wir noch gelegentlich auf verfallene Dörfer und verwilderte Felder. Aber keine lebende Seele war zu finden. Auf unsere Frage, warum das an sich gute Land aufgegeben worden sei, gab uns Ronga mit einem Wort die Erklärung: Fehdel!

Wieder einmal hatten wir die Folgen der Blutrache und des Kannibalismus vor Augen. Hier wie drüben am Markham-Oberlauf, wo wir bei früheren Streifzügen auf ähnliche Gebiete gestoßen waren, war dies der tiefste Grund für das Aussterben der Bevölkerung. Der Geister- und Zauberglaube sowie die in seinem Gefolge auftretende Blutrache war es, die weite Landstriche entvölkerte.

Auch als wir am Abend unser Lager aufschlugen, geschah dies an einer Stelle, die deutlich verriet, daß hier einmal Menschen gewohnt hatten. Es war ein malerischer Platz, der rings von ragenden Felsen geschützt war. Ein munterer Bach rauschte durch die saftige Wiese. Doch niemand schöpfte mehr Wasser hier. Mir war, als hörte ich die Geister der Erschlagenen in den Wipfeln der vom Nachtwind bewegten Bäume seufzen.

Wie gut es war, daß wir Armin bei uns hatten, merkten wir in diesen Tagen. Hier, wo es keine gebahnten Pfade mehr gab, wo oft auf dem steinigen Boden die Fährte der Verfolgten kaum mehr zu entdecken war, ersparte uns der Hund viel Zeit und Mühe.

Früh am Morgen ging es weiter. Hoch zu unserer Linken ragten die Zinnen des höchsten Bergkranzes. In langen Windungen zog sich unser Weg an der Flanke des Hochgebirges dahin. Eisig war hier oben der Wind. Weite Grasflächen bedeckten die Höhen. Nur an den geschützten Stellen trafen wir auf Wald. Eine eigenartige Schönheit hat dieses Hochland. Endlos die Hänge, die mit dichtem Rhododendrongebüsch bestanden sind. Wie Wellenkämme eines erstarrten feurigen Meeres liegen sie zur Blütezeit vor dem staunenden Auge, das sich an der flammenden Pracht nicht satt sehen kann. In unendliche Weiten wandert der Blick, über Täler hinweg, in denen die Nebel brauen, über dunkle Berge und grüne Wälder. Und wenn es einmal ganz klar wird, dann grüßt weit in der Ferne das blaue Meer. Man ist dem Himmel näher dort oben, hoch über allem kleinlichen Hasten und Jagen des Tieflands.

Aber die Berge können auch anders sein, dunkel und drohend, mit Wolken verhangen in düsterem Grau. Wohl macht sich auch hier

oben der Monsun geltend. Aber nicht mit solcher Allgewalt herrscht er hier wie drunten an der Küste. Hatten wir schon bei unserem bisherigen Marsch fast täglich Regenfälle gehabt, so kamen wir nunmehr in eine Region, in der wir gleichsam durch Wolken hindurch uns den Weg suchen mußten. Alles triefte vor Nässe. Furchtbar waren die Nächte, die kamen. Meist waren wir froh, wenn ein milchiger Schimmer verriet, daß die Sonne am Aufgehen war. Zitternd rafften wir uns dann auf, um uns warm zu laufen. Ein Glück war es, daß wir das Gebiet des eigentlichen Regenwaldes nur streiften. Es geht einfach über Menschenkraft, Tage hindurch über die Stelzwurzeln dieses unheimlichen Waldes zu turnen. Schon die wenigen Stunden, in denen wir diesen Regenwald berührten, gaben uns einen Geschmack von dem, was er zu bieten vermag. Wie ein vollgesogener Schwamm schwappte der Boden unter unseren Füßen. Es war ein anstrengendes Springen von Wurzel zu Wurzel. Wir atmeten auf, als dieser Wald hinter uns lag.

Stundenlang ging es dann wieder durch Farnwald dahin. Einzigartig ist er. Fast könnte man meinen, nicht mehr auf diesem Planeten zu sein. Oder man fühlt sich zurückversetzt in Zeiten, die Millionen von Jahren hinter uns liegen. Ein Buch fiel mir ein, das mir Vater König einmal zum Lesen gegeben hatte. Jene Zeit war da geschildert, als die Erde noch jung war. Farne und Schachtelhalme soll es damals gegeben haben, die höher waren als heute die Bäume werden. Aus dem Holz dieser Gewächse war dann, wie ich gelesen hatte, die Kohle entstanden, die heute die Kessel unserer Dampfer heizt.

Daran mußte ich denken, als wir durch den Farnwald zogen. Waren wir noch in der Gegenwart? Oder waren wir unversehens in eine Zeit geglitten, die längst versunken war? Zogen wir nicht durch eine Welt, die es in Wirklichkeit gar nicht mehr gab?

Und nun wich das Rotgelb des Farnwaldes dem Blaugrün der weiten Grashänge. Das war kein kurzer Rasen, auf dem es sich bequem hätte wandern lassen. Zäh und hoch wuchs dieses Gras. Und wenn wir uns abends am Feuer niederließen, dann schmerzten uns die Muskeln der Oberschenkel, weil wir stundenlang durch dieses Gras hatten steigen müssen.

In diesen Regentagen geschah es, daß wir McAdams Spur verloren. Der unaufhörlich niederrauschende Regen hatte die Fährte verwischt. Auch Armin fand sie nicht mehr. Da zogen wir aufs Geratewohl in der bisherigen Richtung weiter. Dort vor uns, im Quellgebiet

des Sang, lag ja das Ziel des Vogeljägers. Jetzt erwies es sich als nützlich, daß wir unter der Beute auch einen kleinen Marschkompaß gefunden hatten. Mit seiner Hilfe war es uns möglich, auch im dichten Nebel die Richtung einzuhalten.

Endlich lag das Saruwagedmassiv links hinter uns. Die Gewässer, die jetzt nach Nordosten, später dann sogar fast genau nach Norden von den Bergen sprangen, verrieten, daß wir uns mehr und mehr der Nordabdachung des Hochlandes näherten. Doch wer wollte sagen, ob wir uns schon im Quellgebiet des Sang befanden? Einer nur ist er unter einem Dutzend kleiner Fließchen, die vom Saruwaged herab eilig der Nordküste zustreben.

Da war es, als ob der Himmel selbst ein Einsehen hätte. Die graue Wand, die um uns lag, zerriß. Mit einer Schnelligkeit, die wir nicht für möglich gehalten hätten, zog das Wolkenmeer davon. Jetzt segelten noch einzelne Nachzügler über den Kamm dort links. Doch zusehends lösten sie sich auf. Zu abenteuerlichen Gestalten zerrieb sie der Wind.

Unwillkürlich verhielten wir den Schritt. Ein wunderbares Bild lag vor uns: weite Flächen, in deren Gräsern der Wind seine Wellen zog. In leuchtendem Rotbraun dort rechts ein Farnwaldbestand, eine dicht mit Rhododendron bestandene Höhe auf unserer Linken. Zu unseren Füßen aber wogte es wie ein weites, wallendes Meer. Aus allen Tälern dampfte es, stieg, von der Sonne gezogen, höher und höher und segelte, sobald der über die Kämmе jagende Wind es erfaßte, als fliegendes Wolkenheer davon. Es war keine Stunde vergangen, da hatte die Sonne die letzten verschämten Wolkenfetzen aufgeleckt. Und nun schimmerte es silbern aus der Ferne: Das Meer! Und weit, weit draußen ein paar Inseln, wie Wolken so zart und doch in der Tiefe fest verankert vom Schöpfer aller Dinge.

Auf hohem Berggrat schritten wir munter dahin. Bald leuchteten Grashütten unter uns auf. Munter hielten wir darauf zu.

„Möchte nur wissen, warum die Leutchen ihr Dorf ausgerechnet auf den schmalen Grat gesetzt haben?“ rief ich Ngago zu, der hinter mir ging.

„Der Sicherheit halber!“ gab er zurück. „Bei dieser Lage können Feinde sich nur von zwei Seiten her nähern. Aus ähnlichem Grund wirst du hier in der Gegend auch Baumhäuser finden, zu denen man nur mit Hilfe von Strickleitern emporklimmen kann.“



Wahrhaftig, alles im Leben dieser „glücklichen Primitiven“ war von der Furcht beherrscht! Wieviel leichter wäre ihr Leben gewesen, wenn sie drunten im Tal in der Nähe von Wasser und Wald hätten siedeln können! Aber dort lauerte der Tod im Busch, des Feindes Pfeil, des Bluträchers Steinbeil und die scharfe Wurflanze des Gegners.

Auch uns eilte die ganze waffenfähige Mannschaft des Dorfes kampfbereit entgegen. Schon weit vor dem Dorf sperren sie den schmalen Grat. Doch nach wenigen Worten Ngagos war der Friede gesichert. Wir waren ja „Gastfreunde“, die zur Heimat strebten. Da nahmen sie uns in die Mitte und geleiteten uns ins Dorf. Mit feierlichem Anstand hieß der Dorfälteste uns auf dem freien Platz, der inmitten des Dorfes lag, willkommen.

„Heute abend“, schloß er seine mit Würde vorgetragene Rede, „werden wir euch zu Ehren einen Schweinemarkt halten.“

Kaum war die Sonne hinter den hohen Bergen im Westen versunken, da nahm das „Schweinefest“ schon seinen Anfang. Oft habe ich in den nun hinter mir liegenden Jahren an einem solchen „Schweinemarkt“, teilgenommen. Unvergesslich bleibt mir aber jener, den ich dort oben im Hochland erlebte.

Im weiten Halbrund saßen die Männer, in ehrfürchtigem Abstand hielten sich dahinter die Frauen und Kinder. Leise beginnend schwoll ein Gesang an. Anders, ganz anders als die Gesänge, die wir in der Mission gesungen hatten, klangen diese Melodien. Fremd und eigenartig schienen sie mir damals noch. Heute weiß ich, woran es liegt, daß sie uns so eigentümlich klingen. Eine andere Tonleiter ist den Gesängen dieser Papuas zu Grunde gelegt. Nicht wie bei uns folgt auf zwei Ganztöne ein Halbton und dann wieder auf drei Ganztöne ein Halbton. Nein, sie singen nach einer Tonleiter, die über alle halben Töne geht. Es dauert lange, bis man sich an diese Melodien gewöhnt. Sind sie aber erst einmal ins Gehör aufgenommen, dann spürt man, daß auch ihnen eine, wenn auch fremdartige Schönheit innewohnen kann.

Lebhafter wurde jetzt der Gesang. Ein harter Rhythmus klang auf, den die Frauen durch Händeklatschen begleiteten. Und da wirbelten sie heran, die Tänzer!

Es wippten weiße Federbüsche und wallten lange Federschleppen. Zur Seite wogte die Schar, teilte sich und tanzte jetzt paarweise dahin. Und nun — ja, es war kein Zweifel: Der Balztanz der Paradiesvögel war es! Verblüffend, wie treu die eigenartigen Bewegungen und Ver-



161

lot

renkungen des balzenden Paradiesvogels wiedergegeben wurden. Da war auch die kleinste Bewegung echt und jeder Sprung genau der Natur abgelauscht. Man konnte meinen, unversehens unter eine Schar riesiger Paradiesvögel geraten zu sein.

Aufmerksam hatten wir den Tanz verfolgt. Als er jetzt in wilden Sprüngen endete, sparten wir nicht an Beifall. Und nun ging es auf ein Zeichen des Häuptlings ans Schweinefest.

Schon seit einiger Zeit war das Quieken eines strammen Borstentieres zu hören gewesen. Jetzt brachten zwei stämmige Männer seinen leblosen Leib an einer langen Stange getragen. Das Fest konnte beginnen.

Auf einem erhöhten Podest nahm der Häuptling Aufstellung. Mit scharfem Steinmesser schnitt er das nach seiner Meinung wohl beste Stück herunter und hielt es hoch.

„Wer soll es haben?“ rief er laut in die Runde.

„Songangnu! Songangnu!“ kam vielstimmig die Antwort. Von zahlreichen Händen geschoben, trat ich vor und nahm das Stück in Empfang.

„Silong! Silong!“ erschallte es im Kreise, als der Häuptling ein zweites Stück hochhielt. Einer nach dem anderen kamen wir an die Reihe. Dann kam der Häuptling selber zum Zuge, nach ihm die Dörfler alle, schön nach Rang und Würden. Bald bruzzelte es überall über den Feuern, und der Duft frischgebratenen Fleisches erfüllte die Luft.

Dann wirbelten wieder die Tänzer heran. Doch kaum waren sie abgetreten, ging es erneut mit dem Essen los. Ein gemästeter Hund war nun an der Reihe. Ich tat, als wenn ich schon gesättigt wäre. Doch Silong, Ngago und Saki hielten wacker mit. Der Burrum vollends stopfte so viel in sich hinein, als ob die sieben mageren Jahre folgen sollten, von denen dem Pharao träumte!

Bis tief in die Nacht hinein dauerte das Fest. Müde und satt legten wir uns endlich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen hatten wir eine ausgiebige Besprechung mit dem Dorfoberhaupt. Nachdem wir ihn über die Ziele McAdams unterrichtet hatten, fragten wir ihn nach seiner Meinung. Er schwieg lange. Endlich sagte er bedächtig:

„Es ist durchaus möglich, daß die Fremden in einem uns benachbarten Dorf ihre Pläne verwirklichen wollen.“ Er wies nach rechts und links ins Tal hinunter. „Die Bäche hier strömen alle dem Sang zu. Das

Dorf, von dem ihr den Jäger sprechen hörtet, muß also hier in der Gegend liegen. Nach dem, was ihr erlauschtet, muß der Fremde dort bekannt sein. Ich kann mich aber nicht entsinnen, daß jemals ein weißer Mann hier gewesen ist.“ Er unterbrach sich. „Doch! Jetzt fällt es mir ein: Vor einigen Jahren meldeten die Trommeln, daß ein Mann weißer Farbe den Sang herauf ziehe. Er hat damals einige Tage dort drüben hinter dem Bergkamm, den ihr da in der Richtung der aufgehenden Sonne seht, in einem Dorf gewelt.“

„Könntest du feststellen, ob er dort schon eingetroffen ist?“ fragte Silong.

Der Älteste rief einige junge Männer heran. Nachdem er einige Worte mit ihnen gewechselt hatte, wandte er sich wieder uns zu. „Bisher ist über einen weißen Mann nichts bekannt. Einer unserer Männer hat gestern einen Bewohner jenes Dorfes getroffen. Wenn ein weißer Mann dort weilte, hätte der andere das gewiß unserem Dorfgenossen erzählt.“

„Und die Trommel hat auch noch nichts gemeldet?“

„Nein. Aber darauf ist in diesem Fall kein sicherer Verlaß. Du sagtest ja, daß der Fremde über die Berge kommt, um eine vorzeitige Anmeldung durch die Palavertrommeln zu vermeiden.“

„Du verstehst mich falsch“, wandte ich ein. „Wir meinen, ob aus jenem Dorf noch keine Trommelbotschaft kam.“

„Die kommt vielleicht überhaupt nicht“, entgegnete er. „Wenn der Fremde dort schon bekannt ist, wird er Gründe finden, um den Bewohnern deutlich zu machen, daß eine Weitermeldung ihm unerwünscht ist. Er braucht ihnen ja nur zu sagen, daß Feinde hinter ihm sind, die eben jenes Dorf überfallen wollen. Unsere Nachbarn werden daher die Trommel schweigen lassen, wenn er ihnen klar macht, daß dadurch die Feinde erfahren, daß das Dorf gewarnt ist.“

„Und dieser Bursche wirbt indessen in jenem Dorf zwanzig oder dreißig Leute als Träger an, zieht mit diesen hinab zur Küste und bringt die Ahnungslosen dort auf das Werberschiff!“ nickte ich Silong zu.

Nachdenklich sah der Dorfhäuptling drein. Dann winkte er wiederum einige der im Hintergrund stehenden Burschen heran. Wir sahen, wie er leise auf sie einsprach. Schnellen Schrittes entfernten sie sich.

„Ich habe den geschicktesten meiner jungen Krieger den Auftrag gegeben“, erklärte er uns, „die Zugänge zu jenem Dorf zu über-

wachen. Sobald sie etwas von dem Fremden bemerken, sollen sie uns Botschaft bringen.“

Wir konnten also nichts tun als warten.

Es war kurz nach Sonnenuntergang, als der Häuptling in unsere Hütte gestürzt kam:

„Eben melden zwei der jungen Männer, die ich ausgeschickt hatte, daß die Fremden drüben im Nachbardorf waren.“

„Waren?“ fuhr ich hoch.

„Ja“, sprudelte er aufgeregt heraus, „sie müssen in aller Stille dort eingetroffen sein. Heute früh bereits sind sie talabwärts weitergezogen.“

„Mit Trägern?“

„Gewiß! Fast alle Männer des Dorfes sind mit ihnen gegangen, da der weiße Jäger ihnen viele Geschenke versprochen hat. Sie sollen ihn bis an die Mündung des Sang begleiten.“

„Aber er braucht doch gar nicht so viele Träger? Er hat doch nur noch wenige Lasten?“

„Freilich!“ nickte der Älteste. „Aber er hat gesagt, daß er unten im Bach Steine weiß, die bei den weißen Männern sehr begehrt sind. Aus denen will er Lasten machen, die zur Küste getragen werden sollen. Die Träger sollen dann viele große Eberzähne und auch Diwarra<sup>1)</sup> erhalten, wofür sie sich bei den Küstenleuten schöne Sachen eintauschen können.“

„Ein raffinierter Burschel!“ wandte ich mich zu den Freunden. „Dieser McAdam bekommt es fertig und läßt die Papuas tageweit wertlose Steine schleppen, nur um einen Vorwand zu haben, viele Träger anzuwerben!“

„Oder er hat Gold gefunden!“ warf Saki ein.

„Nein“, erwiderte Silong. „Gold ist hier noch nicht gefunden worden. Wohl gibt es drüben am Fuß der Zentralkette Felder mit Schwemmgold, aus denen sich schließen läßt, daß dieses Metall im Oberlauf der Flüsse auch in gediegener Form vorkommen muß, aber hier am Saruwaged waren Schürfversuche ohne nennenswerten Erfolg.“

„Dann ist wohl die ganze Sache ein Schwindel McAdams. Er sucht nur einen Vorwand, um möglichst viele Träger zur Küste mitnehmen zu können.“

---

<sup>1)</sup> Muschelgeld

„Das meine ich auch. — Doch morgen in aller Frühe müssen wir ihm nach. Kommt er dann zur Mündung des Sang, so haben wir ihn zwischen zwei Feuern. Statt seines Schoners wartet auf ihn die „Upolu“, und hinter ihm stehen wir zum Eingreifen bereit.“

## GOTTES MUHLEN . . .

Unser Papualand gehört zu den Gebieten der Erde, die am häufigsten von Erderschütterungen heimgesucht werden. Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht ein leises Zittern von der Unruhe tief zu unseren Füßen Kunde gegeben hätte. Ich bin kein Fachmann und weiß daher nicht zu sagen, ob diese so häufigen Erdbeben allein mit der wilden und zerrissenen Oberfläche unseres Landes zusammenhängen oder ob nicht auch die Vulkane bei diesem Geschehen ein Wörtchen mitreden.

Eine Kette teils erloschener, teils noch immer tätiger Krater säumt hier bei uns und drüben auf den Inseln des Bismarck-Archipels die Küste. Als gewaltige Leuchttürme weisen sie den Schiffen den Weg, tags durch ihren Rauch, nachts durch den weithin sichtbaren Feuerchein.

Auch auf unserem Marsche damals hatten wir oft genug Erdstöße verspürt. Aber wir waren an diese Unruhe des Bodens unter uns gewöhnt. Nur beim Aufsuchen der abendlichen Lagerplätze hatten wir vorsorglich darauf geachtet, daß keine gefährlichen Berghänge über uns lagen. So manches Dorf ist hierzulande schon Bergrutschen zum Opfer gefallen, die von Erdbeben ausgelöst wurden. Diese Unsicherheit auf dem Grund der tief eingeschnittenen Täler ist daher mit ein Anlaß dafür, daß die Papuas vielfach auf den Höhen und Graten sich ansiedeln.

In dieser zweiten Nacht, die wir dort oben im Dorfe verbrachten, ereignete sich gegen Morgen ein Erdstoß, der weit heftiger war als die vielen, die wir auf unserem Marsche schon erlebt hatten. Ächzend wankte die Hütte. Aus der Ferne hörten wir das Donnern niedergehender Felsmassen. Wir konnten ruhig auf unseren Matten liegen bleiben. Hier auf dem Kamm des Höhenzuges drohte keine Gefahr. Selbst wenn die Hütte einstürzen sollte, konnte uns bei ihrer leichten Bauweise nichts geschehen.

Als wir am nächsten Morgen aufbrachen, regnete es wieder in Strömen. Wir waren nur mehr zu viert. Ronga hatte sich von uns ver-

abschiedet, um wieder zu seinem Heimatdorf zurückzukehren. Ihn begleitete auf seinem Heimweg Silongs Versprechen: „Ich komme zu euch, wenn ich auf der Mission ausgelernt habe. Und dann sollt ihr mehr hören von Anutu!“

Einige junge Krieger gaben uns am ersten Tage das Geleit. Sie führten uns auf McAdams Fährte. Dann kehrten sie um. Die Spur des vor uns ziehenden zahlreichen Trupps war nicht zu verlieren. Auf hohem Bergeskamm ging es meist dahin. Erst als der Tag sich neigte, wichen wir von der Spur ab und suchten eine geschützte Talmulde auf, die uns gegen den scharfen Bergwind Schutz bot. Da wir die Werbertruppe weit vor uns wußten, wagten wir es, ein Feuer anzuzünden, um unsere nassen Sachen zu trocknen. Weit konnte der Feuerschein ja nicht dringen, da die Mulde von dichtem Wald bestanden war.

Früh am Morgen ging es weiter. Wiederholt passierten wir Stellen, an denen das Beben zu Berggrutschen Anlaß gegeben hatte. Um schneller vorwärts zu kommen, hatte McAdam die Dörfer, die auf seinem Wege lagen, meist umgangen. Da wir mit Proviant hinreichend versehen waren, folgten wir seiner Spur, ohne in den Dörfern einzukehren. Daß sein Marsch trotzdem nicht unbemerkt geblieben war, erkannten wir bald an den bald näher, bald ferner ertönenden Palavertrommeln. Wie Ngago uns mitteilte, gaben die Trommeln auch Kunde von verheerenden Bergstürzen, die ganze Dörfer unter sich begraben hatten.

So rasch wir konnten, strebten wir auf der Spur nordwärts. Aber es wollte uns scheinen, als sei des Vogeljägers Schar mit gleicher Schnelligkeit marschiert. Noch immer schätzten wir die Fährte, die deutlich im Boden stand, auf fast einen Tag alt. Bald kamen wir wieder in das so schwierige Gelände der steil abfallenden Bergterrassen. Wieder neigte sich ein Tag anstrengenden Marsches seinem Ende zu. Es mochte noch eine Stunde bis zum Sonnenuntergang sein, als wir durch eine mit dichtem Wald bestandene Senke kamen. Am unteren Talausgang mündete sie in eine tief eingeschnittene Schlucht. Wild zerklüftete Felsen wucherten da empor.

„Ich glaube, wir tun gut, hier Halt zu machen“, meinte Silong. „Es scheint mir, als sei das Gelände dort vorn für ein Nachtlager nicht geeignet.“

„Du denkst an die Gefahr, die uns dort droht, wenn abermals ein Erdbeben kommt?“



„Allerdings! Hier in diesem Tal, dessen Seiten nur leicht ansteigen, besteht kaum die Wahrscheinlichkeit eines Erdbebens.“

„Aber wir verlieren kostbare Zeit, wenn wir jetzt schon lagern“, warf Saki ein. Doch der bedächtige Ngago pflichtete Silong bei:

„Lieber eine Stunde zu spät an der Sangbucht, als dort in dem Schluchtengewirr unter Felsen begraben werden.“

Ich hatte derweilen die Fährte nochmals genau betrachtet. „Es ist vielleicht ganz gut, daß wir nicht weiterziehen“, sagte ich nun, „wir haben nämlich ein gut Teil des Vorsprungs, den die Fremden hatten, eingeholt. Wir werden morgen vorsichtig sein müssen, um nicht unvermutet zu ihnen aufzuschließen.“

Ich ahnte nicht, daß die Vorsicht, zu der ich mahnte, schon jetzt am Platze gewesen wäre. Allzu ruhig ließ ich mich nieder. Anders Silong. Kaum, daß er gegessen hatte, erhob er sich.

„Ich weiß nicht“, erwiderte er auf unsere erstaunten Blicke, „ich habe so ein unangenehmes Gefühl. Lacht mich meinerwegen aus, aber ich will doch lieber mit dem Hund noch einmal das Tal absuchen.“

Lächelnd sah Saki ihm nach, als er mit Armin im Dunkel verschwand.

„Silong sollte lieber schlafen als im Wald herumlaufen!“ meinte er. „Ich für mein Teil bin jedenfalls hundemüde.“

Damit kroch er samt seiner Decke unter die abgehauenen Zweige, die wir zum Schutz gegen den noch immer leise rieselnden Regen zusammengestellt hatten. Ngago und ich saßen wohl noch eine Viertelstunde am wärmenden Feuer. Dann machten auch wir uns zum Schlafen bereit. Gerade breitete ich meine Decke, die auch am Feuer nicht recht trocken geworden war, auf dem hingestreuten Reisig aus, da war es mir, als hätte ich ein kurzes Bellen Armins vernommen.

„Ngago, hast du eben etwas gehört?“ richtete ich mich auf.

„Nein. Vielleicht kommt Silong zurück?“

„Mir schien, als ob Armin kurz angeschlagen hätte!“

„Ich habe nichts —“

Er konnte nicht zu Ende sprechen. Es rauschte plötzlich rundum in den Zweigen. Hochauf loderte das Feuer. Ich fuhr herum und sah, wie drei Wilde dürres Reisig in die Flammen warfen. Eine Frage erstickte mir im Munde. Rings um uns standen wohl an dreißig grell bemalte Papuas. Griffbereit hielten sie ihre Speere und Steinkeulen. Gerade uns gegenüber aber öffnete sich der Kreis, und vor uns standen McAdam, Sterling und der Setter!

An ihren Gesichtern ersah ich, daß sie mich sogleich wiedererkannt hatten.

„Waffen weg!“ donnerte Sterling.

Unwillkürlich hatte ich unter den Schurz gegriffen, um die Pistole zu ziehen. Doch was half es, wenn ich die Waffe hob? Von zahllosen Lanzen durchbohrt, würde ich niedersinken, bevor auch nur ein Schuß heraus war. Schnell zog ich also die Hand hervor und trat ans Feuer. Im Handumdrehen hatte man Saki und Ngago entwaffnet.

„Komm doch einmal her, Bursche!“ winkte mich Sterling näher. Er drehte mich so, daß der volle Lichtschein auf mein Gesicht fiel.

„Dachte es mir doch gleich!“ knurrte er nun. „Das ist doch derselbe Kerl, den wir schon einmal aufgegriffen haben und der uns dann entwischte, als der Bergsturz kam.“

„Ja, es ist Songangnu“, bestätigte der Setter.

„Was wollt ihr von uns?“ wandte ich mich im Katedialekt an den Setter. Ich gedachte, auch jetzt die Rolle, die ich damals auf mich genommen hatte, weiter zu spielen. Doch ich hatte nicht mit McAdam gerechnet. Er hatte sich bisher zurückgehalten. Noch immer trug er den Arm in einer Schlinge. Er sah abgesspannt und angegriffen aus. Gewiß hatte er es nur seiner eisernen Energie und der Gestähltheit seines an Strapazen gewöhnten Körpers zu verdanken, daß er den anstrengenden Marsch über die Berge trotz seiner Verwundung durchgehalten hatte.

Jetzt trat er mit zusammengezogenen Augenbrauen heran.

„Laßt euch doch nichts vormachen!“ schob er die anderen zur Seite. „Einmal bin ich auf den Burschen hereingefallen, zum zweiten Mal aber geschieht das nicht.“

Ehe ich seine Absicht erkannte, griff er unter meinen Schurz und riß mir die Pistolentasche vom Leibe.

„Na?“ rief er triumphierend. „Habe mich doch gleich gewundert, was dieser Bengel mit seiner Hand da wollte. Als ich dann sah, daß einer dieser drei Halunken ein ganz modernes Militärgewehr hat, kam mir gleich der Gedanke, daß dieser Boy nichts anderes als eine Pistole unter dem Schurz trüge. Und das soll ein dummer Bergpapua sein?“

Er sah mich scharf an: „Gestehe schon, Bursche! Du bist kein Kate, du bist überhaupt kein Papua. Am ehesten möchte ich dich für einen Polynesier halten!“

Eiskalt wurde es mir ums Herz. Jetzt war er auf der rechten Spur!  
„Ein Polynesier?“ trat Sterling aufgeregt heran. „Dann muß ich mir diesen angeblichen Kate einmal näher ansehen! Mir war doch damals schon so, als ob ich diesem Boy irgendwo begegnet wäre. — Wo mag das nur gewesen sein? — War es auf den Fidschi-Inseln? — Oder auf Samoa?“

Seine Augen wurden starr. Ich erkannte, er wußte, wen er vor sich hatte! Wie entgeistert blickte er mich an.

„Na, hast du das richtige Schubfach in deinem Gedächtniskasten erwischt?“ fragte McAdam.

„Wahrhaftig, er ist es!“ flüsterte mit vor Erregung heiserer Stimme Sterling.

„Wer?“ kam es lauernd aus des Jägers Mund.

Ich atmete tief und legte den Kopf zurück. Ich wußte, jetzt bekam ich mein Todesurteil zu hören. Ich würde lügen, wenn ich behaupten wollte, ich hätte in jenem Augenblick furchtlos und entschlossen dem Feind ins Gesicht gesehen. Das kommt nur in verlogenen Schundromanen vor. Ich will auch nicht scheinheilig heucheln, ich hätte mich ergeben in Gottes Hand befohlen. Das hat angesichts des Todes nur Einer gekonnt! Nein, ich will ehrlich zugeben: Ich hatte Angst, jämmerliche, erbärmliche Angst! Ich mußte die Augen schließen, um nicht laut loszuheulen.

Doch warum sprach Sterling nicht? Wollte er sich an meiner Feigheit weiden? Dieser Gedanke gab mir nicht etwa neuen Mut, aber wenigstens die Haltung wieder. Ich schlug die Augen auf und sah ihm ins Gesicht.

Aber was war das? Kleine Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Und diese Augen! Nein, das war kein Haß, der mich anloderte. Wie irre fast flackerten sie. Ich sah, wie an seinen Schläfen die Muskeln arbeiteten und wie seine Nasenflügel zitterten.

„Mensch, nun rede doch schon!“ schüttelte ihn derb der Jäger.

Da war es, als ob im Innern Sterlings ein Krampf sich löste. Tief atmete er auf. Mit einer geradezu unnatürlichen Ruhe gab er zurück: „In Suwa war es, wo ich vor ein paar Jahren den Jungen zum letzten Mal sah.“

„Und das bringt dich so aus der Fassung, daß du kein Wort mehr herausbekommst?“ wollte McAdam wissen.

„Ich saß damals elend in der Patsche“, winkte Sterling ab. „Es war eine schlimme Zeit für mich. Als ich den Burschen wiedererkannte,

stieg die Erinnerung an all das Elend wieder in mir auf — Ach, reden wir nicht mehr davon!“

Mit eigentümlichem Gesichtsausdruck sah der Vogeljäger ihm nach. Er schien zu fühlen, daß hier irgend etwas nicht stimmte.

Ich aber hätte schreien können vor innerer Spannung. Was für ein Wahnsinn war das alles? Hatte mein Verstand gelitten? Narrten mich meine Sinne?

Sterling hatte mich wiedererkannt! Gar kein Zweifel konnte daran sein. Aber warum gab er mich nicht preis? —

Ich war so im Innersten aufgewühlt, daß ich gar nicht spürte, wie die Hände der Schwarzen nach mir griffen, um mich zu binden. Ich fühlte die Fesseln nicht, die mir scharf ins Fleisch schnitten. Ich vernahm nicht das leise Flüstern Ngagos und Sakis, die ihr weiteres Verhalten besprachen, sobald die Wächter einmal den Blick wandten. Ich sann und sann: Sterling! Sterling, der meine Mutter ermordete — und ein Kreuzifix schnitzt! Sterling, der jahrelang auf meiner Fährte liegt — und sich in dem Augenblick, da ich ihm in die Hände falle, stumm zur Seite kehrt!

Wie im Traum hörte ich um mich her das Schwatzen der Papuas. Ich bemerkte es nicht, daß McAdam den Setter und zwei Braune fortschickte. Erst Ngago berichtete mir in einem unbewachten Augenblick, daß der Setter als Späher vorausgeschickt sei.

„Hoffentlich läuft ihm Silong nicht in die Hände“, schloß der Freund.

Erst als dieser Name fiel, erwachte ich aus meinem Dahindämmern. Silong und Armin!

Auf ihnen beruhte unsere letzte Hoffnung. Es war also doch keine Täuschung gewesen, als ich meinte, ein kurzes Anschlagen des Hundes vernommen zu haben. Silong war ja mit Armin losgegangen, um nochmals das Tal abzusuchen. Dabei war wohl der Hund auf die Fährte der zurückkehrenden Werber gestoßen und hatte im ersten Augenblick Laut gegeben. Auf jeden Fall war Silong gewarnt. Vielleicht hatte er gar unser Lager beschlichen, um festzustellen, ob er uns helfen könne.

Daß ich mit dem ersten Teil meiner Vermutung das Rechte traf, ergab sich im Laufe des Tages aus Gesprächsfetzen, die wir aufschnappen konnten. Wenn man uns auch die Hände gefesselt hatte und scharf auf uns acht gab, so legte man sich doch in den Gesprächen keinen besonderen Zwang an.

Ja, es war, wie ich vermutete: McAdam war mit seinem Trupp uns ein gutes Stück voraus gewesen. Doch in dem wild zerklüfteten Gelände, das wir vor uns gesehen hatten, war kein hinreichend sicherer Lagerplatz zu finden gewesen. Aus Besorgnis, das Erdbeben könnte sich wiederholen und Felsstürze verursachen, hatte man sich entschlossen, lieber in das kurz zuvor durchschrittene Tal zurückzukehren, in dem wir inzwischen unser Lager bezogen hatten. Gleich nach Durchschreiten der Klamm hatte man unser Feuer gesehen. Vorsichtig hatten die Werber sich herangeschlichen. Rasch hatten sie sich entschlossen, uns gefangen zu nehmen. Denn warum sollte man sich die günstige Gelegenheit entgehen lassen, drei Arbeiter zu „werben“?

Im Laufe des Tages meinte ich, beobachten zu können, daß seine eigene Lage wohl doch etwas ernster anzusehen war. Seit McAdam festgestellt hatte, daß ich ein Polynesier war, mochte ihm die Frage gekommen sein, ob mein Hiersein nicht doch mehr zu bedeuten habe. Auch schien er scharfsinnig zu fühlen, daß Sterling nicht die Wahrheit gesagt hatte. Jedenfalls fing ich mehr als einen argwöhnischen Blick auf, mit dem der Vogeljäger mich und auch seinen Genossen bedachte.

Ich war mir durchaus darüber klar, daß alles einer baldigen Entscheidung zudrängte. Morgen gegen Abend mußten wir die Mündung des Flusses erreichen. Dann würde McAdam statt seines Schoners dort die „Upolu“ und auch wohl den Distriktskommandanten mit einer hinreichend starken Polizeitruppe antreffen. Was würde geschehen, wenn Sterling erkennen mußte, daß sein Zug so dicht am Ziel doch noch gescheitert war? Würde er den richtigen Schluß ziehen und uns mit dieser für ihn so unangenehmen Überraschung in Verbindung bringen?

Das waren die Fragen, die mir schwer auf der Seele lagen. Ich sann hin und her. Aber ich fand keine Möglichkeit, für uns eine Rettung zu finden. Selbst wenn die Freunde dort unten eine Falle gestellt hatten und McAdam in diese ging, auch dann waren wir in seiner Hand Geiseln, gegen deren Freigabe er für seine eigene Person die Freiheit erkaufen konnte. Aber würde dieser erfahrene Kenner des Landes überhaupt in eine solche Falle gehen?

Erst jetzt wurde mir richtig klar, wie wichtig es war, daß Silong entkommen war. Er allein konnte die Freunde darüber unterrichten, daß wir uns in der Hand McAdams befanden. Dann hatten unsere Verbündeten die Möglichkeit, ihr Verhalten danach zu richten.

Ich kann nicht sagen, daß diese Gedanken mir den Marsch leichter werden ließen. Es ist schon mit freien Händen kein Vergnügen, durch den oft nahezu undurchdringlichen Wald Neuguineas zu marschieren. Mit auf den Rücken gebundenen Händen ist es eine Qual. Wehrlos war ich den Egel und geflügelten Blutsaugern ausgeliefert. Immer wieder schlugen mir die Zweige ins Gesicht. Ein Spießbrutenlaufen aber war es, wenn uns der Weg durch Rotangdickichte führte. Diese als Schlinggewächs wuchernde Palmenart ist auch in Deutschland als „spanisches Rohr“ gut, manchem vielleicht auch zu gut bekannt! Nicht wahr, es ist ein schöner glatter Stock? Ein Glück für euch Jungs in Deutschland, daß ihr mit diesem spanischen Rohr nicht in seiner natürlichen Form Bekanntschaft gemacht habt! Spitz sind die Stacheln des Rotang. Mit unglaublicher „Anhänglichkeit“ halten sie sich an dir fest. Haut und Haare kann man da lassen. Es war durchaus kein Wunder, daß schon nach wenigen Stunden keine heile Stelle mehr an mir war. Und nicht anders sahen Ngago und Saki aus.

Wir atmeten auf, als wir gegen Mittag aus dem dichten Wald auf eine kleine Blöße heraustraten. Es gab sogar, was in dieser Gegend selten ist, so etwas wie eine richtige Wiese. Doch stand diese jetzt in ihrem tieferen Teil unter Wasser. Ein Bergrutsch hatte den Bach, dem wir die letzte halbe Stunde hindurch gefolgt waren, den Weg versperrt und sein Wasser aufgestaut. So war ein kleiner See entstanden, der aber wohl nicht lange Bestand haben würde. Sobald der Bach sich wieder freien Lauf geschafft hatte, würde das Wasser wieder abfließen.

Der obere Teil des freien Platzes lag noch trocken. Hier machten wir zur Mittagsrast Halt. Um uns nicht bewachen zu müssen, legte man uns nun auch wieder Fußfesseln an. Zu essen bekamen wir nichts, man dachte anscheinend, wir könnten vom Zusehen satt werden. Doch der sich einstellende Hunger war nicht das Schlimmste. Viel lästiger war uns, die wir durch die Fesseln zur Bewegungsunfähigkeit verdammt waren, der schon wieder niederströmende Regen. Zwar kühlte er uns die Wunden, die Egel und Dornen verursacht hatten, aber auf die Dauer war es doch alles andere als schön, ständig der Nässe ausgesetzt zu sein.

Unsere menschenfreundlichen Gegner waren jetzt mit der Mahlzeit fertig. Doch zu meiner Verwunderung bemerkte ich, daß McAdam selber keine Anstalten zum Aufbruch traf.

„Wir drei bleiben noch etwas hier!“ winkte er mir und Sterling. Dann, zu dem Vormann der Papuas gewandt: „Marschier schon ab! Den Weg wißt ihr ja. Wir haben hier noch etwas zu erledigen. Ihr braucht unterwegs nicht auf uns zu warten. Wir stoßen wieder zu euch, wenn ihr das Nachtlager bezogen habt.“

Mit gemischten Gefühlen sah ich die andern im Walde verschwinden. Die besorgten Blicke, die mir Ngago und Saki zuwarfen, verrieten nur zu deutlich, daß sie um mich Angst empfanden. In mir aber war die bange Frage: Was beabsichtigt der Paradiesvogeljäger?

Auch Sterling schien sich nicht wohl zu fühlen. Zwar gab er sich den Anschein, als wenn das Ganze ihn nichts anginge, aber ich bemerkte doch, daß seine Hand zitterte. Zunächst schien es, als wenn McAdam gar nichts unternehmen wollte. In lastendem Schweigen schlich die Zeit dahin. War es vielleicht nichts als raffinierte Berechnung, die den Jäger veranlaßte, uns auf die Folter zu spannen?

Wohl eine gute halbe Stunde mochte so verstrichen sein, als McAdam sich plötzlich an Sterling wandte:

„Du hast mich gestern abend belogen! Du kennst diesen Burschen hier genauer, als du wahrhaben willst. Heraus mit der Sprache jetzt!“

Ich sah, daß er die Pistole gezogen hatte und sie mit scheinbar harmloser Miene und wie zufällig auf Sterling gerichtet hielt. Doch dieser hatte wohl eine solche Frage kommen sehen und sich sein Verhalten schon zurecht gelegt. Es klang beinahe echt, als er hell auflachte und dann erwiderte:

„Mach doch keine Faxen, Macki! Du tust ja geradezu, als wenn ich ein Polizeispitzel wäre.“

„Habe nach deinem Verhalten am gestrigen Abend auch allen Anlaß dazu!“ knurrte McAdam. „Also: Woher kennst du diesen Boy?“

„Ich kann dir nur wiederholen, was ich bereits gestern abend sagte: Ich bin ihm vor langen Jahren in Suwa begegnet. Er war damals noch ein Junge. Ich kannte seine Mutter... Aber das tut ja hier nichts zur Sache!“ fügte er in anderem Tonfall hinzu.

Der Jäger sah ihn aus zusammengekniffenen Augen an. „Das Märchen von Suwa kannst du meinetwegen einem erzählen, der nicht alle Tassen im Schrank hat, aber nicht mir, mein Lieber!“

„Ich begreife dich nicht“, wand sich Sterling. „Willst du etwa behaupten, ich steckte mit dem Boy unter einer Decke?“

„Allerdings! Ich habe dich gestern genau beobachtet. Und so wie du benimmt sich nicht einer, der einen bloß zufällig und oberflächlich

Bekanntem plötzlich wiederfindet. Dieser Boy muß zu dir in einem ganz persönlichen Verhältnis stehen. Du sagtest eben, du kanntest seine Mutter? Alter Freund, jetzt sag endlich die Wahrheit: Dieser Boy ist dein Sohn!"

Alles hatte ich erwartet, nur dies nicht! Ein Sturzbach widersprechender Gefühle brauste über mich dahin. Welch ein satanischer Witz war das: Sterling, der Mörder meiner Mutter, wurde von



McAdam für meinen Vater gehalten! Ich kann unmöglich beschreiben, was ich empfand. Ein irres Lachen wollte aus mir heraus; gleichzeitig aber spürte ich, wie mir das Wasser in die Augen schoß.

Noch härter aber schien es Sterling gepackt zu haben. Einige Sekunden starrte er McAdam mit offenem Munde an. Dann aber sprang er auf, warf die Arme hoch und lachte wie irrsinnig, lachte, lachte, daß es mir die Haare in die Höhe trieb!

Ich hielt dieses Lachen einfach nicht mehr aus. Ich mußte die Augen schließen. Doch Sterlings irres Gelächter gellte weiter. Höhnisch warf der Waldrand es als Echo zurück.



Plötzlich wurde es still, unheimlich still. Ein Schreckensruf jetzt aus McAdams Mund! Was war? Hatte Sterling im Wahnsinn ihn angesprungen?

Ein doppelter Schrei riß mir die Augen wieder auf! Was war das? War ich einer Ohnmacht nahe? Wie durch Schleier hindurch sah ich alles vor mir wogen: Ich sah, wie der geneigte Wiesenhang sich wellte und die Grasnarbe riß. Fast feierlich langsam neigte sich ein Baum, der auf halbem Hange stand, auf die Seite, kam immer näher auf mich zu — da schnellte ich trotz der Fesseln hoch! Wieder ein Erdstoch! Anders diesmal als die, welche von Erdbeben herührten. Nicht mit wildem Gedonner stürzten hier Felsen zu Tal. Heimtückisch leise glitt der ganze Hang hernieder. Schon hatten die weichen, wasservollen Erdmassen Sterling und McAdam erfaßt und schoben sie, die bereits bis an die Hüften im schwammigen Boden standen, mit sich heran. Zischend und sprühend quoll es jetzt über das Feuer hinweg. McAdam schrie gellend auf, als es ihn zwischen die glühenden Kohlen warf. Auch Sterling lag schon auf der Seite, arbeitete mit den Händen, sich freizumachen, versank immer tiefer.

Mit gefesselten Füßen versuchte ich hüpfend zu entkommen, stürzte nieder. So gut ich konnte, wälzte ich mich weiter. Doch jetzt war es heran! Schon umfloß der Erdbrei meine Füße, quoll an den Beinen herauf, ging mir über den Leib!

Ich schrie auf. Vater im Himmel! Soll so mein Ende sein? Erstickt unter gleitendem Lehm, lebendig begraben?

Da fühlte ich, wie die feuchte Masse zum Stillstand kam! Verwirrt starrte ich um mich: Bis an die Brust hatte die schwammige Erde mich umfaßt. Ich versuchte die Knie anzuziehen, umsonst! Mit äußerster Kraft vermochte ich mich auf die Seite zu drehen, bekam die Hände hinten frei. Doch was half das, ich war ja gefesselt!

Keine zwei Meter neben mir sah ich Sterling. Bis an den Hals saß er im nassen Brei. Ich sah die Adern auf seiner Stirn schwellen und erkannte daran, wie er sich mühte, die Arme aus der zähflüssigen Masse zu befreien. Keuchend kam sein Atem, als er mir jetzt zurief: „Ich schaffe es nicht! Wenn ich nur eine Hand herausbekäme, wäre uns geholfen! Aber der Lehm ist zu schwer und zu zäh!“

Und fünf Schritte weiter lag McAdam. Langsam, ganz langsam bewegte sich dort drüben noch der Lehm. Millimeterweise quoll er dem Jäger über das Kinn, stieg ihm zum Munde. McAdam schrie auf, warf

den Kopf hin und her, um den Mund freizuhalten. Vergeblich! Ein ersticktes Gurgeln, dann war es drüben still —.

„Wer hätte das gedacht“, kam leise Sterlings Stimme. „In diesem flachen Tal war so etwas nicht zu vermuten.“

„Dieser Erdstoch ist nicht durch Erdbeben verursacht, Sterling. Der Bach dort ist wohl daran schuld. Sein Wasser hat keinen Abfluß mehr und staut sich hoch. Das damit ebenfalls aufsteigende Grundwasser aber hat den ohnehin wie einen Schwamm vollgesogenen Hang seiner festen Unterlage beraubt. Er kam wie auf einer Schicht Schmierseife ins Gleiten —.“

„Und wir liegen jetzt darunter!“

Eine Weile war es zwischen uns still.

„Sterling?“

„Ja?“

„Ich glaube, unsere Stunden sind gezählt.“

„Ich meine das auch. Erst wenn wir heute abend nicht zu den andern stoßen, werden sie uns vermissen, Morgen früh werden sie nach uns suchen und morgen gegen Abend endlich hier sein. Bis dahin aber ist von uns keine Spur mehr zu finden. Die durchtränkten Erdmassen sind noch nicht endgültig zur Ruhe gekommen. Sie können jeden Augenblick weitergleiten. Dann ist es mit uns vorbei.“

Wieder hingen wir schweigend unseren Gedanken nach.

Ein Seufzer kam nun von ihm:

„Ich wünschte, du wenigstens wärest vor diesem Ende bewahrt geblieben!“

„Sterling!“ fuhr es aus mir heraus. „Wir stehen beide am Tor der Ewigkeit. Da brauchen wir uns nichts mehr vorzumachen. Ihr seid der Mörder meiner Mutter und habt mit ihr auch meinen Vater ins Grab gebracht. Ihr habt mich dann drüben in Morobe aufgespürt und auch mir nach dem Leben getrachtet.“

Ich weiß das alles. Denn ich bin euch von Morobe her gefolgt. Ich habe dann Gipsy und McAdam drunten am Jabin belauscht und alles gehört. Wir sind euch daraufhin vorausgeeilt, um euch bei den Gabelbrücken die Falle zu stellen —.“

„Das seid ihr gewesen?“

„Ja, wir und uns befreundete Burrum! — Mit heißen Augen lag ich weiter auf eurer Fährte. Und dann zeigten mir droben im Bergdorf die Papuas ein Kreuzifix, das Ihr — ausgerechnet Ihr! — ge-

schnitzt hattet. Da fragte ich mich: Was ist dieser Sterling für ein Mensch?

Gestern nahm ihr uns gefangen. Ich sah, Ihr erkanntet mich. Da schloß ich mit dem Leben ab. Und dann die Überraschung, als ich erlebte, daß Ihr mich vor McAdam schütztet!

Sterling, Sterling! Was seid Ihr für ein widerspruchsvoller Mensch!"

Lange kam keine Antwort von ihm. Er lag still mit geschlossenen Augen. Endlich stieß er hervor: „Junge, du hast es erraten, Himmel und Hölle sind in mir im Widerstreit. Drei Jahrzehnte habe ich für die Haie den Spitzel gemacht. Ohne Gewissensbisse habe ich als Werber die Männer von ihren Familien gerissen. Und mit Erbitterung habe ich gegen deinen Vater gekämpft, als er unseren Plänen entgegentrat.

Doch dann wieder kamen Stunden, in denen ich meine Mutter vor mir sah, wie sie mir als Kind die Hände faltete. Und dann war es mir allemal, als hätte ich nicht deiner, sondern meiner eigenen Mutter damals auf Samoa den Dolch ins Herz gestoßen.

Aber es gab für mich kein Zurück mehr. Ich war ein Mörder und mußte bei den Haien bleiben.

Doch ich konnte nicht mehr zustoßen wie früher. Schon in Morobe vermochte ich nicht mehr Hand an den alten Gassai zu legen. Ich habe ihn nicht erstochen. Ich fesselte und verbarg ihn.

Dann mußte ich fliehen. Doch nachts sah ich Gassai vor mir. Ich fühlte seinen Blick stumm und anklagend in meinem Nacken, als wir über die Berge zogen.

An den Gabelbrücken packte es mich: Spring hinab! Spring hinab! Und wenn ich es da noch nicht tat, früher oder später hätte das Bild Gassais, der in einem hohlen Baum verschmachten mußte, mich in den Selbstmord getrieben!"

„Gassai lebt!" sagte ich ruhig.

Sterlings Kopf fuhr herum: „Gassai lebt?"

„Wir haben ihn bald nach dem Überfall gefunden. Er war schon in Sicherheit, als wir Euch zum Boot verfolgten.“

Ein tiefes Stöhnen kam aus Sterlings Brust: „Ich danke dir, Gott, daß du mir diese Last noch in letzter Stunde vom Gewissen nimmst!"

Lange lagen wir still.

„Das also trieb Euch, das Kruzifix zu schnitzen?" fragte ich endlich.

„Ja. In jener Nacht war es wieder einmal besonders schlimm. Ich fand keine Ruhe. Eine alte Geschichte war mir in den Kopf gekom-

men. Eine Geschichte von einem Mörder, der neben einem anderen am Kreuze hing. Weiß nicht, wo ich sie einmal gehört oder gelesen habe. Es war wohl, als meine Mutter mich noch zur Sonntagsschule schickte.

Da setzte ich mich hin und schnitzte den Gekreuzigten. Meine ganze Qual legte ich in das Werk. Und als die Sonne aufging, da war es endlich etwas stiller in mir geworden.

Ja, und dann erkannte ich gestern dich. Verstehst du, daß ich dich nicht mehr umbringen konnte? Mochte kommen, was da wollte! Ich mochte nicht einen dritten Mord auf mein Gewissen laden. Ich wollte Ruhe und Frieden haben! Ja, Frieden!"

In wilder Verzweiflung brachen die letzten Worte aus ihm heraus. Ich konnte nicht anders, ich mußte ihm helfen in seiner Not.

„Sterling! Ich möchte Euch gern vergeben. Aber ich kann es noch nicht. Wie sollte ich die Jahre, in denen ich mit Gedanken der Rache an Euch dachte, in einer kurzen Stunde auslöschen können? Ich bin zu jung dazu — oder zu sehr ein Mensch! Aber bittet den, der am Kreuz noch dem Mörder vergab, der neben ihm hing!"

Es kam keine Antwort. Still hielt er die Augen geschlossen. Betete er? — Ich mochte ihn nicht stören und lag ruhig.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen hatte. Ich weiß nur, daß ich zwischen wilder Verzweiflung und aufkeimender Hoffnung hin- und hergerissen wurde, daß ich mit allen Kräften mich bemühte, die Beine und den Leib aus dem zähen Schlamm zu bekommen. Langsam, ganz langsam schien es zu gelingen.

Doch dann ein erstickter Schrei aus Sterlings Mund!

Die Massen kamen wieder in Bewegung, schoben sich über Sterlings Kinn, und jetzt! — Ich schloß die Augen. —

Als ich sie wieder aufschlug, war ich allein. Bis an die Brust lag ich jetzt im zähen Erdbrei. Dort aber, wo ich zuletzt Sterlings Kopf gesehen hatte, sprang aus dem quelligen, drängenden Boden braungelbes Wasser. Wie lange noch, und auch hier, wo ich lag, würde nichts zu sehen sein als langsam schiebender Lehm.

Ja, von Erde bist du genommen, und zu Erde sollst du wieder werden! Wer hatte doch davon gesprochen? Ach ja, Vater König war es gewesen! Damals, als er uns erzählte, wie er an dem Grabe seines Kindes stand.

Ich lebe, spricht der Herr, und du sollst auch leben!

Ich sah des Missionars Augen vor mir, als er diese Worte sprach. Augen, die durch den Horizont schauten!

Du dort oben, laß auch mich jetzt — jetzt! — durch den Horizont sehen!

Wie Posaunenhall drang es an mein Ohr! Gläsern durchsichtig ward die auf mir lastende Erde. Ein Licht kam näher und näher, war jetzt dicht vor mir und ging durch mich hindurch, als wäre ich nichts.

„Ich komme, Vater! Ich komme!“

Hatte ich geschrien? War es das Echo, das mich narrete?

Nein! Ein wildes Hundegebell war hinter mir! Und jetzt fuhr etwas feucht und warm über meine Stirn: Armin war da! Und nun scharpte er mit den Läufen, hob dabei den Fang, bellte, bellte —.

Jetzt rauschte es in den Büschen. Ein Schreckensruf und schnelle Schritte. Mit einem Satz war Silong heran, griff unter meine Achsel, zog und schrie. Eine kleine, behende Gestalt schlüpfte heran, packte mit zu und zerrte mich aus der tödlichen Umschlingung des Schlammes. Ein Messer blitzte auf, die Fesseln fielen. Ich aber sank zurück in die Arme — Meiers!

Seine flinken Augen wanderten umher? „Wo sind McAdam und Sterling?“

Stumm wies ich auf das nasse Grab. Ich sah, wie ein Frösteln über Silongs Gestalt lief. Auch der kleine Meier stand stumm. Endlich sagte er leise:

„Es ist gut so. Nun bleibt uns erspart, sie der irdischen Gerechtigkeit zu übergeben. Sie treten vor einen höheren Richter.“

Ich hatte mich erhoben und rieb mir die erstarrten Glieder warm. Da hörte ich viele Stimmen im Wald.

„Hierher!“ rief neben mir Silong. Und schon brachen sie in langer Reihe aus den Büschen: Ngago, Saki, bekannte Gesichter dann von der „Upolu“, ein Weißer jetzt, und hinter ihm eine Anzahl gut bewaffneter farbiger Polizeisoldaten.

Eine Minute später schüttelte mir der Distrikthauptmann die Hände. Kurz gab ich von den Geschehnissen Bericht. Dann hörte ich zu, was die Freunde zu erzählen hatten.

In ununterbrochenem Marsche war Silong mit Armin, der ihn rechtzeitig gewarnt hatte, zur Küste geeilt. Zwei Schiffe hatte er an der Mündung des Sang getroffen, die „Upolu“ und den Schoner der

Werber. Die Besatzung des Werberschiffes war schon dingfest gemacht, das Fahrzeug selbst von den Polizeisoldaten besetzt.

Kaum, daß Silong seinen Bericht beendet hatte, war man sich darüber einig geworden, McAdam entgegenzuziehen, um uns zu befreien. Auf dem Marsche hatte man die Werbertruppe überrascht und Ngago sowie Saki befreit. Daß aber McAdam und Sterling mit mir zurückgeblieben waren, hatte die Freunde mit Besorgnis erfüllt. So schnell sie konnten, waren sie weitergeeilt und gerade noch zur rechten Zeit für mich erschienen. Für Sterling und den Paradiesvogeljäger aber war es zu spät gewesen.

Noch einen Blick warf ich auf die Stelle, die für die beiden zum Grabe geworden war. Dann wandte ich mich ab und folgte den Freunden. Drei Stunden später trafen wir auf die andern. Während ich aß, beriet man, was nun mit den Gefangenen geschehen sollte. Es war klar, daß man eigentlich die Papuas gar nicht Gefangene nennen konnte. Recht gesehen, hatte man sie ja befreit. Ahnungslos wären sie in ihr Unglück gelaufen, wenn der Distriktsbeamte und Meier nicht eingegriffen hätten. So wurden sie freigelassen. Doch zuvor klärte Ngago sie darüber auf, was der Vogeljäger mit ihnen vorgehabt hatte. Als die Leute erkannten, daß wir sie vor dem Los, als Arbeiter für ferne Plantagen gepreßt zu werden, bewahrt hatten, kannte ihre Dankbarkeit keine Grenzen. Immer wieder drängten sie sich zu uns, um sich zu bedanken. Fast mit Gewalt mußten wir sie zum Aufbruch mahnen.

Als sie verschwunden waren, fiel mir ein, daß ich ein Gesicht vermißt hatte.

„Habt ihr den Setter nicht getroffen?“ wandte ich mich an die Freunde.

Saki schlug sich vor die Stirn: „Richtig, den haben wir ja ganz vergessen!“ Er wandte sich zu dem Beamten: „Der Setter und zwei Papuas waren als Kundschafter von McAdam vorausgeschickt worden. Wir sind ihnen aber nicht begegnet.“

„Der Setter? Wer ist denn das?“

„Ein Kate, der zu der Werbertruppe gehörte.“

„Ein Kate? Nun, so laßt doch den Mann laufen! Nachdem die Häupter der Werber tot sind, wird er gewiß zu seinem Stamm zurückkehren.“

„Ich weiß nicht recht“, überlegte Saki, „nach allem, was wir beobachteten, scheint es mir unwahrscheinlich, daß der Setter die Werber

im Stich läßt. Wahrscheinlich weiß er gar nicht, daß die beiden Weißen tot sind. Er wird sie bei uns als Gefangene vermuten und uns beschleichen, um ihnen zu helfen."

„Mag er ruhig!“ winkte der Distriktshauptmann ab. „Da sie nun ja nicht bei uns, sondern tot sind, kann er uns nicht schaden.“

Wir alle hielten damit die Sache für abgetan.

Am nächsten Morgen traten wir den Marsch zur Küste an. Über steile Terrassen ging es abwärts. Anfangs schritt ich hinter Meier, der mir ausführlich schilderte, wie sie den Schoner der Werber genommen hatten. Obwohl er seine eigene Person dabei bescheiden im Hintergrund hielt, spürte ich doch bald, daß es nicht zum wenigsten seiner Geschicklichkeit und List zu verdanken gewesen war, daß das Schiff ohne Verluste in die Hand der Unseren gefallen war.

Nach der Mittagsrast trieb es mich an die Spitze des Zuges. Ich wollte der erste sein, der die See erreichte. Bald würde ich die gute, treue „Upolu“ wieder vor mir sehen!

Nur Silong hielt mit mir Schritt. Bald waren wir den anderen ein gutes Stück voraus.

Wieder lag unter uns eine jener steil abbrechenden Terrassen. Während ich mich noch nach einem geeigneten Abstieg umsah, sprang Silong schon eine Rinne hinab. Jetzt trat er dort zwanzig Meter unter mir aus den Felsen und winkte mir zu folgen. Eben wollte ich mich zur Seite wenden, um ihm auf dem gleichen Weg nachzusteigen, da sah ich dicht hinter Silong ein dunkles Gesicht auftauchen: Der Setter!

Einen Augenblick stand ich erstarrt. Katzenhaft glitt der Setter jetzt hinter Silong und hob ein breites Buschmesser zum Hieb empor.

„Silong!“ schrie ich in Todesängsten um den Freund. „Silong, der Setter hinter dir!“

Herum fuhr der Freund und stand Auge in Auge dem Feind gegenüber. Zu spät! Schon sauste das Messer hernieder!

Doch was war das? Ich sah, wie der Setter das Gesicht wie in qualvollem Schmerz verzerrte, sich zur Seite warf, daß der Schwung seines Hiebes ihn zur Erde riß.

Und Silong? Mit einem Jubelruf sank er neben dem Setter nieder, umschlang ihn nun mit den Armen!

Ich weiß nicht, wie ich den steilen und engen Riß hinabgekommen bin. Fassungslos stand ich neben den beiden, die sich fest umschlun-

gen hielten. Weinend und lachend zugleich redeten sie durcheinander. Jetzt fiel des Freundes Blick auf mich:

„Songangnu! Wilhelml!“ rief er. „Mein Vater! Der Setter ist mein lange gesuchter Vater!“

Kaum erkannte ich den Mann wieder, der jetzt zu mir trat. War das wirklich der Setter? Nie hatte ich den Mann lachen sehen. Jetzt aber war sein Gesicht der Spiegel reinster Freude.

„Darum also“, staunte ich, „warst du so erregt, als ich von meinem angeblichen Heimatdorf erzählte!“

„Wie sollte ich nicht!“ gab er zurück. „Es war ja mein Dorf! Und wie niedergeschlagen war ich, als du sagtest, daß dir ein Silong unbekannt war. Dann war doch richtig, was mir McAdam erzählt hatte: Die Nachbarn hatten das geschwächte Dorf überfallen und mein Kind gefressen.“

„So hatte der Paradiesvogeljäger dir berichtet?“

„Ja. An jenem Morgen, als die Werber mein Dorf überfielen, hatte ich mich tapfer gewehrt. Zwei seiner Leute waren besinnungslos unter meinen Streichen niedergesunken, bevor die anderen mich überwältigen konnten. Das hatte die Werber wohl auf den Gedanken gebracht, mich als Helfer zu gewinnen. Leute, die so dreinschlügen wie ich, konnten sie gebrauchen.“

„Ah, ich verstehe!“ nickte ich. „Und um dich von der Heimat und den Deinen zu reißen, erfand McAdam das Märchen, daß dein Kind von Nachbarn gefressen worden sei.“

„So ist es! Nichts band mich von da an noch an die Vergangenheit. Nur Erbitterung hatte ich noch im Herzen gegen die, die mein wehrloses Kind geschlachtet haben sollten. Wenn ich jetzt zurückdenke, erkenne ich, wie geschickt der Vogeljäger es verstand, meine ganze Wut auf meine Stammesgenossen zu lenken. Keinen Augenblick kam mir der Gedanke, daß eigentlich die Werber an meinem Unglück schuld seien. Rächen wollte ich mich an meinesgleichen, an den Kate, die hilflose Dörfer überfielen und vaterlose Kinder verzehrten.“

„So wurdest du ein williges Werkzeug der Haie!“

Düster blickte der Setter nieder.

„Ich kann es nicht leugnen“, sagte er endlich. „Doch nun soll ein neues Leben für mich beginnen. Ich habe meinen Sohn wieder! Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging, als der, über dem ich



mein Messer schwang, sich umwandte, und ich in die Augen meines Sohnes sah!"

Stimmen erklangen über uns. Die Freunde waren da. Verwundert schlossen sie um uns einen Kreis. Doch dann brach der Jubel los: Der Setter ist Silongs Vater!

Was soll ich noch erzählen von den folgenden Tagen? Noch am gleichen Abend erreichten wir die Schiffe. Nach glückhafter Heimfahrt schloß Vater König uns alle in die Arme.

„Euch ging es wie Saul“, lachte er, „der auszog, eine Eselin zu suchen, und eine Königskrone fand!“

Je mehr jene Tage Vergangenheit werden, desto deutlicher wird mir, wie sehr Gott einen jeden von uns geführt hat. Silong ist seit Jahren drüben bei den Burrum. Mit Ngago und Ronga kämpft er gegen die Macht der Finsternis. Ein treuer Mitstreiter ist sein Vater ihm geworden, der einst als Setter der Spürhund der Haie war, dann aber in den wunderbar verschlungenen Wegen seines Lebens Anutus Hand gespürt und ergriffen hat.

Saki hat seine Treue zu seinem verehrten Massa Haumann besiegelt durch den Tod. Er hielt bei seinem Herrn aus, als dieser im großen Kriege sich in die Wildnis des Inlands wandte, um der Kriegsgefangenschaft zu entgehen. Hoch droben innerhalb des höchsten Bergkranzes des Saruwaged liegt sein Grab. Eine heimtückische Lungenentzündung warf Saki, den Sohn der Meeresküste, nieder.

Der kleine Meier ist wohl rund und behäbig geworden, aber noch immer quicklebendig. Jawohl: Meier konnte alles! Er konnte sogar der geliebten See Ade sagen und mir ins Bergland folgen. Und wie er damals im rechten Augenblick zur Stelle war, als mir der Schlamm bis an den Mund stand, so ist auch heute noch Meier stets am rechten Ort zur rechten Zeit der rechte Mann!

Und ich selbst? Ich glaube, ihr alle, die ihr meine Erinnerungen lest, werdet schon gespürt haben, wie glücklich ich bin, „Anutus Stimme im Walde“ zu sein. Weithin hören die Burrum und Kate diese Stimme. Keine Blutrache rast mehr durch die Dörfer, vergessen ist der Kannibalismus der Väter. Wandere ich heute durchs Land, so sehe ich neue Dörfer und Hütten. Frisch gerodete Kulturen zeugen von

Wohlstand und Fleiß. Rinder und Schafe, die von Übersee eingeführt wurden, sind auf der Weide. Gut gehaltene Wege ziehen sich von Siedlung zu Siedlung, verbinden Tal mit Tal und schließen Brücken der Freundschaft zwischen den Menschen. Ja, es ist vieles anders geworden im dunklen Papualand. Durchsichtig wurde der Horizont, freier die Herzen und froher damit die Menchen.

Wie sollte ich da nicht von Herzen dankbar sein!

Vom gleichen Verfasser erschien früher

*Der Schatz auf der Flibustierinsel*

Eine abenteuerliche Jungengeschichte

Mit vielen Bildern und mehrfarb. Schutzumschlag v. Wilh. M. Busch  
184 Seiten, Pp. DM 3.90, Halbleinen DM 4.80

Weitere Jungenbücher voll Abenteuer  
und Spannung:

ROLF BECKER

*Kreisel und die Zwölf*

Eine Jungengeschichte aus unseren Tagen

Mit vielen Bildern u. vierfarb. Schutzumschlag v. W. Rieck  
160 Seiten, Halbleinenband DM 5.80

KURT MIETHKE

*Harry Hey haut ab*

Preisträger im Jugendbuchwettbewerb des Kreuz-Verlags

Mit vielen Bildern u. mehrfarb. Schutzumschlag v. W. Rieck  
200 Seiten, Halbleinen DM 5.80

OTTO BORIS

*Riesen der Wildbahn*

Preisträger im Jugendbuchwettbewerb des Kreuz-Verlags

Mit vielen Bildern u. mehrfarb. Schutzumschlag v. W. Eigener  
224 Seiten, Pp. DM 4.80, Halbleinen DM 5.80

WALTER BÖRNER

*Drei packen an*

Preisträger im Jugendbuchwettbewerb des Kreuz-Verlags

Mit vielen Bildern u. mehrfarb. Schutzumschlag v. W. Rieck  
288 Seiten, Pp. DM 4.80, Halbleinen DM 5.80

Verlangt den ausführlichen bebilderten Jugendbuchprospekt  
bei eurem Buchhändler oder direkt vom

K R E U Z - V E R L A G · S T U T T G A R T



geborenen Unteroffizier der Schutztruppe nimmt er die Spur der Haie auf und verfolgt sie — eine wilde, abenteuerliche Verfolgung durch Neu-Guinea. Es kommt zu Zusammenstößen mit Eingeborenen und den „Haien“, rücksichtslosen, harten Gesellen, die vor nichts zurückschrecken. Eine wilde, tropische Natur mit unerschöpflichen Regengüssen, mit Erdbeben und Erdrutschen bildet den Hintergrund für die Handlung, ja, sie greift an entscheidender Stelle in die Handlung ein, die dem Leser erstaunliche Einblicke in das Leben der Eingeborenen wie auch in die gewalttätigen, brutalen Methoden der Arbeiter-„Werbung“ unter den Südsee-Insulanern gibt. Gern glaubt der Leser dem Erzähler, daß diese Methoden und daß die blutigen Fehden der eingeborenen Stämme untereinander wie ihre Menschenfresserei der Vergangenheit angehören und daß die christliche Mission einen anderen Geist in das ferne, uns kaum bekannte Neu-Guinea gebracht hat.

*Früher erschien vom gleichen  
Verfasser:*

### **Der Schatz auf der Flibustierinsel**

Eine abenteuerliche  
Jungengeschichte.

Mit farbigem Schutzumschlag und vielen  
Bildern im Text von Wilhelm M. Busch.  
Halbleinenband DM 4.80.

*Fordert den gebilderten Jugend-  
buchprospekt an!*

**KREUZ-VERLAG . STUTTGART**



KREUZ-VERLAG STUTTGART